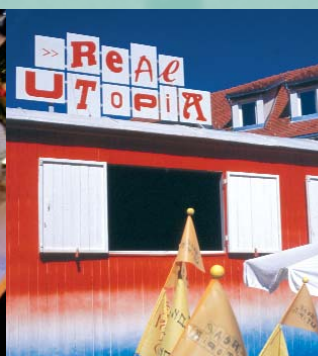




# Kultur in der Stadt – Stadtkultur **Mannheim\_2007**

Dokumentation der Veranstaltungsreihe 2004



**STADT**MANNHEIM<sup>2</sup>

»Ist es noch Illusion oder schon Realität des postindustriellen Medienzeitalters, dass ein grundlegender und nachhaltiger Stadtbau eher durch ‚weiche‘ Kulturfunktionen als durch ‚harte‘ Jobfaktoren wie Industrie und Gewerbe gelingen kann? Und was wäre dabei unter ‚Kultur‘ zu verstehen? Eine neue Software für die Hardware Stadt? Welche Balance besteht zwischen temporären Festival-Interventionen und langfristigen Auswirkungen solcher Veranstaltungen? Handelt es sich um eine der berühmten Sternschnuppen der Festivalisierung der Stadtplanung oder um ein tatsächlich neues Profil, das sich eine Stadt verschreibt?«

MATTHIAS BOECKL

## Was ist Stadt? Was ist Kultur?

Das Kulturerlebnis Stadt bringt unterschiedliche Facetten hervor, zwischen Hochkultur und Off-Kultur in vielen Farben changierend. Zunehmend ist ein fruchtbarer Dialog zwischen Kunst und Stadt, zwischen Kulturmanagement und Städtebau zu beobachten. Stadtkultur und Kunst im öffentlichen Raum leben von Kooperationen, Koalitionen und Synergien, sie sind ständig auf der Suche nach neuen Formen der Zusammenarbeit und Vernetzung. Die Bedeutung künstlerischer Netzwerke vor Ort ist für die Kreativität einer Stadt und ihren Entwicklungsprozess von elementarer Bedeutung. Wir wollen uns mit dem Stellenwert von Kunst und Kultur in der Stadtentwicklung befassen.

Die Vortragsreihe im Frühjahr 2004 nimmt „Stadtkultur“ ins Visier. Projekte verschiedener Ausprägung aus der Schweiz, Österreich und Deutschland werden vorgestellt, die in besonderer Weise auf die städtebauliche und kulturelle Entwicklung der jeweiligen Stadt ausstrahlen. Das Spektrum umfasst veritable Institutionen und „Kultur-Flaggschiffe“, Kulturzentren der Populärkultur, Kunstaktionen im öffentlichen Raum. Über die Entwicklung der Kultur als Standortfaktor durch Akademien und Gründerzentren der Musikwirtschaft wird die wirtschaftliche Seite beleuchtet. Und wir fragen: Kann und darf Stadtentwicklung durch „inszenierte Ereignisse“ betrieben werden? Vor dem Hintergrund Mannheimer Potenziale werden diese vielfältigen Projekte und Initiativen diskutiert und reflektiert.

## StadtBauKultur Mannheim\_2007

Neues zu wagen, Grenzen zu überschreiten – mit dieser Zielvorstellung vor Augen führen die Organisatoren dieser Veranstaltungsreihe – die Architektenkammer Baden-Württemberg/ Kreisgruppe Mannheim, der Deutsche Werkbund, der Bund Deutscher Architekten, der Bund Deutscher Baumeister, Architekten und Ingenieure und die Süd Zement Marketing GmbH sowie die Stadt Mannheim – seit 2001 die Diskussion zur StadtBauKultur vor dem Hintergrund der städtebaulichen Planungen zum Stadtjubiläum\_2007. Diese Reihe wird mit jeweils neuen inhaltlichen Schwerpunkten fortgesetzt.

Was ist denn nun aber Kultur in der Stadt? – Letztlich sind es »Dinge, die die Stadt braucht, aber auch Dinge, die purer Luxus sind.«

WOLFGANG LORENZ

# Kultur in der Stadt – Stadtkultur Mannheim\_2007

Dokumentation der Veranstaltungsreihe StadtBauKultur Mannheim\_2007

Beispiele aus Luzern, Graz, Wien, Darmstadt, Kassel, Düsseldorf und Mannheim

StadtBauKultur Mannheim\_2007 | Eine Veranstaltungsreihe der Stadt Mannheim\_Dezerat IV / Fachbereich Städtebau, Dezerat V / Fachbereich Stadtmarketing und Kulturzentrum Alte Feuerwache in Zusammenarbeit mit der Architektenkammer Baden-Württemberg, dem Deutschen Werkbund, dem Bund Deutscher Architekten, dem Bund Deutscher Baumeister, Architekten und Ingenieure und der Süd Zement Marketing GmbH – durchgeführt im Frühjahr 2004.

## Herausgeber:

Dezerat für Planung, Bauen, Umweltschutz und Stadtentwicklung,  
Februar 2005

## Inhalt

|                                                   |     |
|---------------------------------------------------|-----|
| Oberbürgermeister Gerhard Widder   Grußwort ..... | 4   |
| Bürgermeister Dr. Peter Kurz   Grußwort .....     | 4-5 |
| Bürgermeister Lothar Quast   Grußwort .....       | 5   |

### Vortragsreihe

#### Die exakte Darstellung eines Willens

|                                                                                                   |      |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------|------|
| Das Kultur- und Kongresszentrum Luzern   Toni Häfliger,<br>Luca Deon, Carol Kurmann-Fischer ..... | 6-11 |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------|------|

#### Städtebau als Kommunikationskunst

|                                                                |       |
|----------------------------------------------------------------|-------|
| Europäische Kulturhauptstadt Graz 2003   Wolfgang Lorenz ..... | 12-17 |
|----------------------------------------------------------------|-------|

#### Größere Gegner gesucht

|                                                                                                          |       |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Das MuseumsQuartier Wien im Spannungsfeld von<br>Politik, Medien und Architektur   Dietmar Steiner ..... | 18-21 |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|

#### KulturBahnhof Kassel – Centralstation Darmstadt

|                                                                                                                                                                 |       |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Alternative Kultur- und Veranstaltungszentren als Impulsgeber<br>für Stadt und Kultur   Frank Thöner, Alexander Marschall<br>und Michael Bode-Böckenhauer ..... | 22-27 |
|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|

#### PLATZDA!

|                                                                                                       |       |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Ein Aktionsprogramm für den öffentlichen Raum in Düsseldorf<br>  Peter Müller und Heike Schwalm ..... | 28-31 |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|

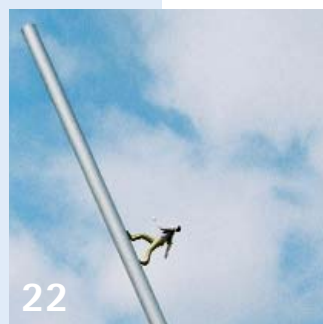
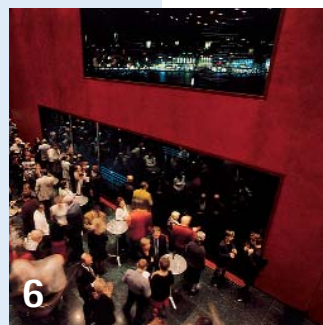
#### Kompetenzzentrum Pop

|                                                                         |       |
|-------------------------------------------------------------------------|-------|
| Mannheim auf dem Weg zur Popmetropole<br>  Eine Podiumsdiskussion ..... | 32-37 |
|-------------------------------------------------------------------------|-------|

#### Go Culture!

|                                                                                        |       |
|----------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Kultur als Wahrnehmungstraining, Kultur als Stadt-Katalysator<br>  Frank Gwildis ..... | 38-41 |
|----------------------------------------------------------------------------------------|-------|

|                 |    |
|-----------------|----|
| Impressum ..... | 42 |
|-----------------|----|





## »Neue Netzwerke, neue Institutionen, neue Kooperationen«

Grußwort von Oberbürgermeister Gerhard Widder



Nun schon zum dritten Mal seit 2001 wird eine Veranstaltungsreihe zur StadtBauKultur in Mannheim durchgeführt und so eine lebendige Diskussion zu Themen der Stadt und der Baukultur initiiert.

Zu den Veranstaltern zählen auch dieses Mal die Architektenkammer Baden-Würt-

temberg/ Kreisgruppe Mannheim, der Deutsche Werkbund, der Bund Deutscher Architekten, der Bund Deutscher Baumeister, Architekten und Ingenieure und die Süd Zement Marketing GmbH sowie die Stadt Mannheim. Die Vortragsreihe 2004 nimmt »Stadtkultur« ins Visier, setzt sich mit dem Stellenwert von Kunst und Kultur in der Stadtentwicklung auseinander. Dieser öffentliche Austausch erfolgt vor dem Hintergrund der städtebaulichen Planungen zum Stadtjubiläum\_2007, die der Stadt anlässlich des 400-jährigen Geburtstags zur Verleihung der Stadtrechte neue Entwicklungsimpulse verschaffen sollen.

Der Dialog gründet auf der tradierten Geisteshaltung unserer Stadt, Kultur in ihren unterschiedlichen Facetten nicht als Privileg für wenige, sondern als ein Angebot an alle zu verstehen. Die kulturelle Vielfalt bestimmt ganz wesentlich die Lebensqualität einer Stadt und trägt dazu bei, eine Stadt im unbestreitbaren Konkurrenzkampf der Städte und großen Wirtschaftsräume attraktiver zu machen.

Das Kulturleben ist ein Indikator für den Außenstehenden, die einer Stadt innewoh-

nenden geistigen Kräfte beurteilen zu können. Dabei positioniert sich Mannheim, auch ausgelöst durch den Musikpark und die Popakademie, zunehmend als Metropole zeitgenössischer Musik und erfährt nationale wie internationale Aufmerksamkeit.

Ich möchte an dieser Stelle herzlich allen Organisatoren und Mitwirkenden für ihr Engagement und ihre konstruktive und nachhaltige Unterstützung danken und sie gleichzeitig ermutigen, diese Anstrengungen auch in den nächsten Jahren fortzuführen!

All denen, die daran teilhaben, ein Stück Stadtkultur und Kultur in der Stadt zu schaffen, danke ich für ihr Engagement und ihre Inspiration.

Ich wünsche Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser, viel Vergnügen bei der Lektüre der vorliegenden Veröffentlichung zur Kultur in der Stadt!

Gerhard Widder  
Oberbürgermeister

## »Eine Ökonomie der Aufmerksamkeit«

Grußwort von Bürgermeister Dr. Peter Kurz



In den letzten Jahren versuchen zahlreiche Kommunen bewusst, sich über einzelne Bauten im Wettbewerb der Städte neu zu posi-

tionieren. Damit hat das Verhältnis von Stadt und Architektur, insbesondere die Rolle architektonischer Solitäre, neue Relevanz erhalten. Viele europäische Städte und ganze Regionen richten in den letzten Jahren verstärkt ihre Hoffnungen auf ein einzelnes Objekt, das ihnen einen Identitätszuwachs und Vorsprung in der internationalen Konkurrenz sichern soll. Dies ist kein neues Phänomen, denn schon in der Vergangenheit wurden Städte mit bestimmten Bauwerken identifiziert. Allerdings sind es heute häufig strategische Überlegungen zur Profilentwicklung und Stadtmarketingkonzepte, die als Ausgangspunkt und Grundlage bei weit reichenden Entscheidungen eine Rolle spielen.

Zunehmend ist daher nicht nur für Städte, sondern auch für Regionen von einer Ökono-

mie der Aufmerksamkeit zu sprechen. Und dabei spielt Architektur eine besondere Rolle. Als öffentlichste aller Künste bildet sie „die Kulisse unseres Lebens“, wie Cees Nooteboom sagt. Der visuelle Alltag eines jeden von uns wird geprägt von Bauten und Plätzen, Architektur kann letztlich die Seele von Stadt nicht nur zum Ausdruck bringen, sondern sie selbst bilden. Daher ist es wichtig, der (Bau)Kultur Relevanz in unseren Planungen einzuräumen.

Gerade die Ausführungen zum Kultur- und Kongresszentrum in Luzern haben gezeigt, was gelingen kann, wenn mehr erreicht werden soll, als lediglich eine interessante Architektur an einem schönen Ort zu platzieren. Wenn es das erklärte Ziel ist, tatsächlich die Transformation einer Stadt und ihrer Wahr-

nehmung zu initiieren. Mit dem Kultur- und Kongresszentrum ist es Luzern sowohl kulturpolitisch als auch architektonisch gelungen, der Bandbreite an Erwartungen zwischen lokalen Bedürfnissen sowie dem europäischen Kultur- und Kongresstourismus gerecht zu werden. Es hat darüber hinaus der wirtschaftlichen Basis der klassischen Tourismus-Stadt eine neue Dynamik verliehen. Die Entwicklung in Luzern ist ein Paradebeispiel für eine Form von Stadtmarketing, die die Mittel der Architektur sehr bewusst in den Dienst strategischer Überlegungen stellt – ohne dass die architektonische Qualität darunter leidet.

Die Überzeugung, dass Innovationen nicht auf »gute Zeiten« warten können, war einer

unserer Beweggründe dafür, im Jahr 2001 die interdisziplinäre Vortragsreihe zu Baukultur, Kunst und Stadtkultur als Teil der Vorbereitung auf das 400-jährige Stadtjubiläum Mannheims zu beginnen.

Mannheims 400-jähriges Stadtjubiläum in 2007 rückt näher und im Stadtbild ist der konkrete Aufbruch mittlerweile für jeden sichtbar. Städtebaulich, wirtschaftlich und kulturell sind, z.B. mit dem Existenzgründerzentrum Musikpark und der Popakademie im Stadtteil Jungbusch, neue, wichtige Entwicklungen in Gang gesetzt worden. Weitere große Projekte sind auf den Weg gebracht und werden bis zum Stadtjubiläum realisiert werden. Aber auch für die Zeit nach dem Jubi-

läumsjahr gilt, dass wir die Herausforderungen des Strukturwandels nur mit einer engagierten, die Disziplinen überschreitenden Auseinandersetzung bewältigen können. Sie fördert das Bewusstsein für die Veränderungen des »Lebensumfeldes Stadt« und animiert die Bewohnerinnen und Bewohner zu mehr Engagement und letztlich Identifikation.



Dr. Peter Kurz  
Bürgermeister

## »Mehr Baukultur!«

### Grußwort von Bürgermeister Lothar Quast

Noch nie zuvor wurde so ausführlich und intensiv inhaltlich über StadtBauKultur diskutiert wie in diesem Jahr. Das Bedürfnis nach einem stadtweiten Diskussionsforum, einer Plattform für den öffentlichen Diskurs, ist in den Jahren deutlich gewachsen, und diese Perspektive wird sicherlich auch zu einer Fortsetzung dieser Reihe beitragen.

Was macht eigentlich eine Stadt lebenswert? Warum fühlen wir uns durch bestimmte Formen der Architektur inspiriert, von anderen dagegen nicht angesprochen? Welche Städte und Gemeinden finden wir schön, welche interessant? Die soziale und ökonomische Zukunft von Städten wird entscheidend davon abhängen, ob es ihnen gelingt, eigenständige Profile und unverwechselbare Identitäten zu schaffen: Gebäude und Ensembles, Plätze und Straßen, Parks und Gärten spiegeln den Charakter einer Stadt. Sie lassen erkennen, wie man dort arbeitet und wie man dort lebt, vor allem aber, ob sich die Menschen dort zu Hause fühlen.

Unsere europäischen Innenstädte sind und waren von jeher kulturelle und kommerzielle Zentren, Zentren von Austausch und Kommunikation. Diese elementaren Funktionen spielen auch weiterhin eine zentrale Rolle, aber es zeichnen sich deutliche Funktionsverschiebungen ab. In Zukunft werden sich die Menschen mit »ihrer Stadt« aber nur dann identifizieren, wenn sie dort neben ökonomischen Grundlagen unverwechselbares kulturelles Leben finden. Bürgerinnen und Bürger suchen einen öffentlichen Raum, der ihrem

Wunsch nach Schönheit, Anregung und Kommunikation gerecht wird. Die Stadt der Zukunft nutzt die Kraft der Urbanität und die offene Stadtkultur, die Experimente ermöglicht und ein schöpferisches Laboratorium sein kann.

Mehr Baukultur! Vor diesem Hintergrund haben sich seit einiger Zeit in vielen Städten Deutschlands, aber auch Europas, Initiativen auf verschiedensten Ebenen herausgebildet, die sich die Förderung der Baukultur auf die Fahnen geschrieben haben. Über die »Initiative Architektur und Baukultur« ist im vergangenen Jahr auch auf Bundesebene eine Bundesstiftung für Baukultur initiiert worden, die sich für lebens- und lebenswerte Städte und Gemeinden, für einen bewussten Umgang mit den baulichen Zeugnissen der Geschichte und für mehr Qualität beim Planen und Bauen einsetzen will.

Mehr Baukultur – urbane Stadtviertel, qualitätsvolle und vielfältig nutzbare öffentliche Räume, aufregende »Leuchtturm-Architektur« und hervorragende »Alltagsarchitektur« – gelingt aber nur, wenn sich Menschen dafür engagieren. Baukultur muss Menschen bewegen, und Menschen müssen Baukultur in Bewegung setzen. Baukultur ist somit ein Gemeinschaftsprojekt. Ziel ist mehr zivilgesellschaftliche Verantwortung für die gebaute Umwelt und mehr bürgerschaftliches Engagement. Es geht darum, Einstellungen und Verhaltensweisen zu verändern und neue Visionen für unsere Städte und Gemeinden zu entwickeln. Baukultur ist dabei ein neu in



Wert zu setzender Baustein der Städteprofile, des Stadtmarketings. Und Baukultur braucht Beispiele, Vorbilder. Baukultur muss somit auch in die Alltagskultur einfließen, denn nicht die »grands projets«, die »großen Bauten«, sondern insbesondere die »Alltagsbaukultur« sind für eine positive Stadtentwicklung von maßgeblicher Bedeutung.

Wenn kulturelle Infrastruktur zur Belebung von Stadtzentren, zur Revitalisierung öffentlichen Lebens, zur Schaffung von Freizeitkultur und mehr Lebensqualität in der Stadt führt, ist dies ein nachhaltiger Beitrag zur StadtBauKultur, ist dies kultureller Ausdruck einer vitalen Stadtgesellschaft.



Lothar Quast  
Bürgermeister

# Die exakte Darstellung eines Willens

Das Kultur- und Kongresszentrum Luzern | Toni Häfliger, Luca Deon, Carol Kurmann-Fischer

Um im internationalen Festival- und Kongressbusiness nicht an den Rand gedrängt zu werden, beschloss die Stadt Luzern, ein Kultur- und Kongresszentrum zu errichten. Entworfen und realisiert wurde es von dem Pariser Stararchitekten Jean Nouvel. Mit Baukosten von 223 Millionen Schweizer Franken – ein gewagtes Unternehmen für eine Stadt mit nur knapp 60.000 EinwohnerInnen. Die Rechnung ging jedoch auf: Gäste, Publikum und BesucherInnen geben sich seit der Eröffnung des Kultur- und Kongresszentrums Luzern (KKL) im Jahr 2000 die Klinke in die Hand.

Toni Häfliger und Luca Deon von der Architekturgalerie Luzern sowie Carol Kurmann-Fischer vom KKL waren am 25. März 2004 zu Gast in Mannheim. Sie berichteten über Entstehung (Häfliger), Architektur (Deon) und Innen(an)sichten (Kurmann-Fischer) einer der attraktivsten und spektakulärsten Kulturbauten Europas der letzten Jahre.

## Wie alles begann

Eine Vorbemerkung zum Titel unseres Vortrags »Die exakte Darstellung eines Willens«: Wir, die Architekturgalerie Luzern, hatten 1988 anlässlich der Planung eines neuen Konzertsaals mit Jean Nouvel eine Ausstellung organisiert, die Nouvel »La représentation exacte d' une volonté« taufte. Dies war Ausdruck der präzisen Überlegungen zum Ort und der Durchsetzung des architektonischen und politischen Konzepts.

## Meeting Point am See

»Nord-Süd« heißt ein Gemälde von Maurice Barrault aus den 1920er Jahren, das sich ur-

sprünglich im Kuppelraum des 1971 abgebrannten alten Bahnhofs befand und sich nun an einer Seitenfassade des neuen Luzerner Bahnhofs befindet. »Nord-Süd« ist ein typisches Thema für Luzern, weil die Stadt aufgrund der Transitwege durch die Schweiz traditionell sowohl im kulturellen Einflussbereich des Nordens (Deutschland) als auch des Südens (Frankreich, Italien) liegt.

Einflüsse aus beiden Richtungen haben das historische Luzerner Stadtbild nachhaltig geprägt, wie man zum Beispiel am Ritter'schen Renaissance-Palast, dem gotischen Weinmarktbrennen oder der barocken Jesuitenkirche mit ihren (allerdings erst im 10. Jahrhundert aufgebauten) Zwiebeltürmen ersehen kann. Seltsame Blüten wie das städtische

Rathaus in Form eines Renaissance-Palastes mit einem schweizerischen Bauernhausdach sind damit anzutreffen.

Ende des 18. Jahrhunderts war der Platz, wo heute das Kultur- und Kongresszentrum Luzern steht, noch ein mit Pappeln bepflanztes Sumpfgebiet. Ein Stadtplan von 1840 zeigt, dass sich Luzern seit dem Mittelalter nur wenig verändert hatte. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts kam es dann zu zahlreichen städtebaulichen Veränderungen. Die Seeufer wurden aufgeschüttet, die Stadt sukzessive erweitert. Die Stadtmauer im Bereiche der so genannten Neustadt wurde abgerissen. Am rechten Seeufer entstanden, in Folge des aufkommenden Tourismus, herrschaftliche Hotelanlagen. Das Ufer verwandelte sich in eine

»L'Aile du Lac« – wie ein großer Flügel ragt das Kultur- und Kongresszentrum Luzern hinaus in den See.





städtebaulich abgestimmte und harmonische Aussichtsfront mit Kaianlage.

Das linke Seeufer, wo sich heute das KKL befindet, hingegen blieb lange in einem unbefriedigenden Zustand. Schließlich wurde dort ein Bahnhof gebaut, in dessen Umkreis sich Werfteinrichtungen, Industrie-, Handels- und Gewerbebetriebe ansiedelten. Mit dem Neubau des Bahnhofs 1896 ergab sich ein städtebaulicher Kristallisationspunkt zwischen den Gleisanlagen und dem Seeufer.

Die städtebauliche Bedeutung einer öffentlichen Nutzung dieses Geländes wurde früh erkannt. 1902 entstand hier eine Festhalle für das eidgenössische Schützenfest, die wenig später in ein Kriegs- und Friedensmuseum umfunktioniert wurde, um ab 1910 wieder Veranstaltungshalle zu sein. Trotzdem blieb der Bahnhofsbereich problematisch. 1933/34 wich die Halle einem von Armin Meili entworfenen Kunst- und Kongresshaus. Nachdem der Bahnhof 1971 abgebrannt war, wurde in diversen Etappen der Bahnhofsbereich neu gestaltet; außer einem neuen Bahnhofsgebäude hinter dem Meili-Bau entstanden bis 1991 ein Postbetriebszentrum mit Parkhaus, eine Gewerbeschule sowie die Bahnhofsvorhalle des Ingenieur-Architekten Santiago Calatrava. Der Bahnhofsvorplatz hat durch diese städtebauliche Intervention aber zum Teil seine Großzügigkeit verloren; er wurde nun zunehmend durch die Verkehrsfunktionen geprägt.

## Leitlinien für eine Kulturplanung

Das KKL muss vor dem Hintergrund der 1946 in Luzern gegründeten Internationalen Musikfestspiele (IMF) gesehen werden. Diese fanden alljährlich im Meili-Bau aus den 30er-Jahren statt, der den hohen musikalischen Ansprüchen immer weniger entsprechen konnte, weil der Konzertsaal zu klein und die Akustik nicht ideal war. Seit 1972 diskutierten interne Kreise Möglichkeiten, wie der Meili-Bau durch einen Konzertsaal ergänzt werden könnte. 1983 kam der Vorschlag aus der Musikwelt, anstelle des alten Saals ein würdiges Konzertgebäude zu bauen. Da auch das im Meili-Bau untergebrachte Kunsthaus aus allen Nähten platzte und die in Luzern sehr aktive Kulturszene ebenso unter Raumnot litt, gab der Stadtrat 1986 eine Kulturraum-Studie in Auftrag. Zwei Jahre später wurden die Ergebnisse dieser Planung vorgestellt, die sowohl die Bedürfnisse eines Konzertsaals und des Kunstmuseums als auch der übrigen Kul-



Die Einrahmung der Landschaft – das Außenfoyer unter dem großen Dach.

turräume beinhaltet. Für ein neues Kunst- und Kongresshaus wurde ein Wettbewerb vorgeschlagen.

Im selben Jahr (1998) gründeten die Internationalen Musikfestwochen IMF, Banken, Firmen und Einzelpersonen die Stiftung »Konzerthaus«. Über das Vorgehen bestand Einigkeit, jedoch nicht bezüglich der Finanzierung – bis die Verlegerin und Kunstmäzenin Alice Bucher der Stadt und Stiftung rund eine Million Franken für die Durchführung eines Architekturwettbewerbs spendete. Dieser wurde 1989/90 in zwei Stufen durchgeführt. Von den 96 Einreichungen der ersten Stufe kamen neun in die zweite Runde. Der erste Preis ging an den Pariser Architekten Jean Nouvel. Sein Projekt konnte jedoch nicht zur Ausführung empfohlen werden, weil er gegen Wettbewerbsbedingungen verstoßen hatte, indem er den neuen Konzertsaal schiffsheckähnlich in den See hineinragen lassen wollte. Seegrund durfte aber nicht in die Planung einbezogen werden.

Der zweite Preis ging an Rafael Moneo aus den USA, der allerdings ebenfalls einen Regelverstoß in seinem Projekt begangen hatte. Der dritte Preis und somit auch der Ausführungsauftrag ging schließlich an Rodolphe Luscher aus Lausanne.

## Überzeugungswille und Ausdauer

Der damalige Stadtpräsident von Luzern, Dr. Franz Kurzmeyer, und Dr. Thomas Held, Unternehmensberater und Verfasser der Kul-

turraumstudie, erwiesen sich als die treibenden Kräfte in der Luzerner Kulturraumplanung. Das Duo Kurzmeyer-Held brillierte durch Überzeugungskraft und schaffte es mit ungeheurem Einsatz, sowohl die Bevölkerung als auch Wirtschaft und Kultur vom Projekt zu überzeugen. In nicht weniger als fünf Volksabstimmungen hat sich die Bevölkerung schließlich hinter dieses Projekt gestellt.

Ein Projektierungskredit von 3,5 Millionen Franken wurde 1992 angenommen. Dann wurde ein Baukredit genehmigt. Die Stadt steuerte 127 Millionen Franken zu den Gesamtkosten von 223 Millionen Franken bei. Der Kanton zahlte 28 Millionen Franken; 55 Millionen wurden durch private Donatoren, 7 Millionen durch den Hotelierverein, 3 Millionen durch die Kunstgesellschaft und 3 Millionen durch den Bund aufgebracht.

Im selben Jahr gründeten die Stadt, der Kanton, die Stiftung Konzerthaus und das IG Kongress- und Ausstellungswesen eine Projektierungsgesellschaft mit VertreterInnen aus Stadt, Wirtschaft und Kultur, deren Geschäftsführer wiederum Thomas Held wurde. Bei Beginn der Planungsarbeiten kam es sehr schnell schon zu einem Konflikt zwischen der Projektierungsgesellschaft, die nunmehr als Bauherrin fungierte, und dem beauftragten Architekten Rodolphe Luscher. Als die Arbeiten zu scheitern drohten, plädierten Franz Kurzmeyer und Thomas Held für eine Vertragsauflösung mit Luscher. Eine weitere Zusammenarbeit schien unmöglich. Da entstand die Idee, stattdessen wieder Jean Nouvel mit einem überarbeiteten Projekt ins Boot zu

holen. Nouvel legte schließlich ein überzeugendes, überarbeitetes Projekt vor, das bei Fachleuten, Interessenten und Bevölkerung alsbald Begeisterung weckte.

Nouvels überarbeitetes Projekt charakterisierte sich durch drei durch Wasserkanäle getrennte Gebäudeteile – Konzertsaal, Kongresszentrum, Kunstmuseum. Man hatte erkannt, dass das KKL ein international wirkender Impuls für Kultur, Tourismus und Wirtschaft sein könnte, und entschied nach langen Diskussionen, den Meili-Bau abzureißen. Es erfolgte eine einstimmige Abstimmung im Parlament der Stadt Luzern zugunsten des neuen Projekts und in der Folge die erforderliche Volksabstimmung.

## Kultur als Rückgrat des Betriebs

1998 wurde der Konzertsaal eröffnet, zwei Jahre später das Kunstmuseum und der Luzerner Saal, wie der Kongressaal nun genannt wird.

Bereits 1994 war eine Betriebsgesellschaft gegründet worden. Der jährliche Betriebsaufwand liegt bei rund 18 Millionen Franken, die durch Vermietungen, Aktivitäten, Messen u.a. eingebracht werden müssen. Für die Erwirtschaftung dieses Geldes ist die Gesellschaft verantwortlich. Grundvoraussetzung ist somit eine hohe Auslastung des KKL, was derzeit keine Probleme bereitet.

Die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, dass Kultur das Rückgrat des Betriebs ist. Rund zwei Drittel des Umsatzes wird aus Kulturaktivitäten generiert. Den Hauptanteil erbringt das Lucerne Festival, wie die Internationalen Musikfestspiele inzwischen heißen. Darüber hinaus wird das KKL für zahlreiche Konzerte in Klassik, Volks- bis Rockmusik, Vorträge, Firmenversammlungen und dergleichen genutzt.

**Panoramafenster – die Voralpen im Blick.**



Die durch das KKL ausgelösten direkten monetären Effekte, die Erträge, die über das KKL in die Wirtschaft des Ortes fließen, belaufen sich auf 39 bis 55 Millionen Franken. Das Kultur- und Kongresszentrum Luzern hat sich also letztendlich als äußerst positiver Impuls für die Wirtschaft erwiesen.

## Meister der Entmaterialisierung

Jean Nouvel wurde 1945 in Fumel, einem kleinen Dorf in Südfrankreich geboren. Be-



**Konzertsaal und Panoramafoyer.**

kannt geworden ist er mit seinem 1987 vollendeten Institut du Monde Arabe in Paris. Seitdem ging seine Karriere steil bergauf. Nouvel arbeitet stets mit einem etwa 15-köpfigen interdisziplinären Team (KünstlerInnen, SoziologInnen etc.) und einem Sparringpartner, den er alle paar Jahren auswechselt. Nouvel eroberte die Herzen der Jurymitglieder im Fluge, als er das überarbeitete Wettbewerbsprojekt vorstellte. Deutlich zu erkennen war die Dreiteiligkeit des Projektes: Konzertsaal, Luzerner Saal und Kunstmuseum. Das Ganze spiegelte sich im Wasser. Das Bild war vertikal und horizontal in drei Teile geteilt. Der untere Teil verschwamm im Wasser, dann der See und schließlich im Hintergrund die schöne Kulisse der Voralpen. Durch diesen zweiten Horizont wurden die Schweizer Berge quasi auf ein Tablett gestellt. Dieses Bild ging durch die Presse und wurde als Chance für Luzern gesehen.

Das Duo Kurzmeyer-Held führte bis zur Volksabstimmung über den Projektierungskredit im Juni 1994 eine groß angelegte PR-Arbeit durch. Es wurden Informationsbroschüren und Zeitungsbeilagen produziert, Vorträge gehalten und Diskussionen in Kneipen geführt, um die Luzerner Bevölkerung auf dem Laufen zu halten, das Bauvorhaben zu erklären und Bedenken aus dem Weg zu räumen. Am 12. Juni 1994 kam dann das erhoffte Ja von der Bevölkerung. Mit fast 66 Prozent stimmten die LuzernerInnen dem 94-Millionen-

Franken-Beitrag zu und damit dem teuersten Bauprojekt in der Geschichte Luzerns.

## Unter einem Dach

Ein städtebaulich räumliches Dilemma war der Europaplatz. Es musste gelingen, ihn abzuschließen und trotzdem den Blick auf den See freizulassen. Nouvel löste das Problem, indem er den Platz mit einem 45 Meter weit in den See hinausragenden Dach abschloss. Der Blick auf den See blieb damit offen. Die Dachstützen sind so weit zurück genommen,



dass man sie kaum wahrnimmt. Nouvels Überzeugung nach, sollte Technik nicht unbedingt sichtbar sein. So erweckt das Dach den Eindruck, frei wie ein großer Sonnen- oder Regenschirm über den Köpfen zu schweben. Mit dem Vordach hatte Nouvel gleichzeitig einen neuen öffentlichen Raum geschaffen, der für Open Air-Konzerte genutzt werden kann.

Beim Bodenbelag des Platzes hat Nouvel sich für Asphalt entschieden, dem Belag der Stadt. Dieser fließt übergangslos durch die Glasscheibe ins Gebäudeinnere und wird hier zu Serpentin, einem grünen, geschliffenen Naturstein.

Das Konzept des KKL ist einfach: Die drei Bauteile – Konzertsaal, der multifunktionale Luzerner Saal, daneben das Auditorium mit den Kongressnebenräumen und das Kunstmuseum – sind zum Wasser hin systematisch angeordnet und werden von Seewasser gespeisten Kanälen voneinander getrennt. Ein Dienstleistungstrakt dient als verbindendes Rückgrat auf der dem See abgewandten Seite. Das Ganze unter einem Dach.

## Innen- und Außenleben

Das Kultur- und Kongresszentrum Luzern sieht von jeder Seite anders aus, womit Nouvel auf die unterschiedlichen Stadtsituationen reagiert hat: den Bahnhof, das Postgebäude und den See. Die Fassaden der einzel-





KKL Bistrot bei Nacht. Der See im Haus – Licht- und Wasserschlucht zwischen den großen Volumina.

nen Bauteile sind aus unterschiedlichen Materialien und Farben. Der Konzertsaaltrakt ist mit mehrfarbigen Metallplatten verkleidet, während der Luzerner Saal eine schwarz schimmernde Betonmasse ist. Vielen BesucherInnen gefällt das nicht, aber der Saal sollte bewusst neutral wirken. Farbe sollen die Events bringen, die im Saal stattfinden.

Eine Vorhangfassade anonymisiert den zur Stadt gewandten Trakt mit Kunstmuseum,



»Asseyez-vous!«

Kleinem Saal, Sitzungszimmern, Verwaltung und Restaurants. Angedeutet wird die Vielfalt des Innenlebens durch variierende Gitterelemente aus Aluminiumguss, die ein optisches Flimmern erzeugen, und eine grünliche Streckmetallfassade kleidet den Dienstleistungstrakt ein.

Das 2.100 Quadratmeter große Kunstmuseum liegt unter dem Dach des westlichen, dem Bahnhof zugewandten Trakts. Sein direkt über der Glasdecke des Atriums liegender Empfangsbereich ist durch Glaslifte mit dem übrigen KKL verbunden. Die 19 Ausstellungsräume sind 5,5 Meter hoch, weiß gestrichen und mit grauen Böden aus geschliffenem Beton mit Basaltspittern versehen. Die meisten Räume sind fensterlos. Gedämpftes Tageslicht dringt lediglich durch ein kompliziertes Filtersystem aus Metallblenden und Lamellen ein und wird gegebenenfalls mit

Kunstlicht angereichert. Der Konzertsaal sollte ursprünglich blaue Wände, rote Ballustraden und einen dunkelblauen Sternenhimmel als Decke erhalten. Dagegen protestierten jedoch die MusikerInnen, was dazu führte, dass der Saal nunmehr komplett weiß ist.

### Innen(an)sichten

Da Nouvel den Konzertsaal nicht in den See hinausbauen durfte, sagte er: »Gut, wenn ich nicht aufs Wasser darf, dann hol' ich es mir herein.« Deshalb trennen nun im Gebäude zwei Kanäle die drei Bauvolumen. Das Wasser ist einen halben Meter tief und hat dieselbe Farbe wie der Serpentin des Bodens. Am Tag der Eröffnung sind gleich drei Personen ins Wasser gefallen, unter ihnen Nouvels Schwiegermutter. Da das immer wieder passierte, installierte man eine Wellenmaschine und hängte Kordeln vor das Wasser. Die BesucherInnen sind trotzdem ins Wasser gefallen. Nouvel ließ schließlich Bänke aufstellen, seitdem ist es besser.

Wenn man von innen nach außen schaut, meint man, der See fließe in das Gebäude hinein. Das Außenbecken hat denselben Wasserstand wie die Kanäle. Das Wasser in den Innenräumen hat eine eigene Seewasser-Zirkulation und wird durch Sand gefiltert. Es wird auch gechlort, damit sich keine Algen bilden.

### Weltklasse im Shoe-Box-Format

Viele BesucherInnen assoziieren die Außenwand des Konzertsaals mit einem Schiff. Eigentlich sollte es aber wie ein Klangkörper wirken. Nouvel verwendete für die Außenwand dasselbe Holz, das für die Seitenwände von Violinen benutzt wird: das strukturreiche Holz des Riegelahorns. Die Holzverkleidung reicht 24 Meter hoch bis zur Dachterrasse.

Die insgesamt 670 Platten wurden zunächst im CAD-Verfahren gezeichnet, jede Platte bekam dann ein Negativ, in die man die Hölzer hineingepresst und geformt hat, bevor sie wie ein Puzzle montiert wurden.

Der Konzertsaal zählt heute zu den weltbesten. Er hat sowohl fixe als auch variable akustische Elemente und kann somit der jeweiligen Musik angepasst werden. Die hohe akustische Qualität des Saals ist dem New Yorker Akustiker Russell Johnson zu verdanken. Johnson bestand darauf, dass der Saal die Form einer Schuhschachtel bekam, d.h. Höhe und Breite haben die gleichen Maße. Der Saal ist nunmehr 23 Meter hoch wie breit, hat eine Länge von 46 Metern und fasst knapp 2.000 Personen.

Egal wo man sitzt – die Akustik ist überall gleich gut und ausgewogen. Denn um eine optimale Klangstreuung zu erzielen, sind an den Wänden und Türen Gipsreliefs in verschiedenen Mustern angebracht, die vermeiden, dass einzelne Frequenzonen dominieren.

### Echokammern im Konzertsaal.



ren. Die Balkonuntersichten haben keine Reliefs, damit der Schall wieder nach unten gelangt.

Außerdem kann vor jede Wand ein Vorhang aus schwerem Baumwollstoff gefahren werden, um Publikum zu simulieren, sehr wichtig bei Proben. Bei verstärkten Konzerten und für Sprechakustik werden ebenfalls Vorhänge eingesetzt, damit es nicht hallt.

Die Schalldecke im vorderen Saalbereich ist beweglich. Sie kann je nach Bedarf abgesenkt oder hochgefahren werden. So schwebt sie beispielsweise bei Kammerkonzerten ungefähr 14 Meter über der Bühne, damit man das Gefühl hat, man befinde sich in einem kleineren Saal. Die Schalldecke ist auch sehr wichtig für das Orchester. Denn je niedriger sie hängt, desto schneller und steiler gelangt der reflektierte Schall ins Parkett; die MusikerInnen hören ihn ohne Verzögerung.

Das Saalvolumen kann um ein Drittel vergrößert werden. Die Echokammer, die als zweite Raumschale im vorderen Teil des Konzertsals gebaut wurde, gewährleistet ein Zusatzvolumen von 7.000 Kubikmetern. 50 gewölbte, tonnenschwere Türen können Computer gesteuert in den Saalwänden geöffnet werden. Dadurch wird der Saal breiter und die Nachhallzeit länger. Man hat den typischen Kathedraleneffekt. Die Echokammer ist mit roten Samtvorhängen ausgestattet. Sie werden – je nachdem wie viel Hall benötigt wird – auf den Boden gelegt, aufgehängt oder über die Malergerüste geworfen, welche sich ebenfalls in der Echokammer befinden.

Als Schutz vor Nebengeräuschen sind alle Eingänge zum Saal als zwei- oder dreitürige Schallschleusen konzipiert. Darüber hinaus



Luzerner Saal als multifunktionale Halle: links Kongress-, rechts Konzerthalle.

sind die drei Gebäudetrakte durch zweischalige Akustikfugen voneinander getrennt. So dringt kein Geräusch, nicht einmal eine Vibration von außen nach innen.

### Places to Be and Not to Be

Auch das Licht ist genau abgestimmt. Die Deckenbeleuchtung erinnert an einen Nachthimmel und verleiht dem Raum eine Sternensichtatmosphäre. Für die MusikerInnen gibt es eine spezielle Beleuchtung: Wenn sie auf die Bühne kommen, wechselt das Licht. Bei Einlass ist das Licht sehr hell, bei Konzertbeginn wird es bis zur Kerzenlichtstimmung herunter gedimmt. Die Lampen sind alle mit Silikonringen und schalldichten Gläsern versehen, so dass kein Lichtersummen oder -knacken zu hören ist.

Die Belüftung wird über eine passive Quellaufbelüftung geregelt. Aus jedem Stuhlbein quillt Frischluft herein, die aus einem Raum unterhalb des Parketts kommt. In diesen Raum wird Frischluft mit Überdruck hineingepresst, die geräuschlos mehrmals stündlich ausströmt.



Die Zugänge zum Saal wirken etwas bedrückend, sind relativ niedrig und erinnern an Gangways im Flughafen. Auch die Konzertgarderoben sind nur 2,27 Meter hoch. Das ist Absicht. Man soll sich hier nicht länger aufhalten wollen. Es sollen sich nicht Hunderte von Menschen stauen, sondern gleich weiter gehen. Man soll nicht an diesem Ort verweilen. Aus diesem Grund sind die Gangways und Garderoben etwas nüchtern gehalten.

### Landschaftsfenster – Panorama-blicke und Postkartenansichten

Interessant sind die Fenster in den Gangways, die auf das Wesentliche reduziert sind, nämlich den Lichteinlass. Wenn man sich aber bückt und hinausschaut, hat man schöne Ausblicke auf die Stadt. Das Fensterformat hat Jean Nouvel von den Panoramafotos aus den 30er Jahren abgucken.

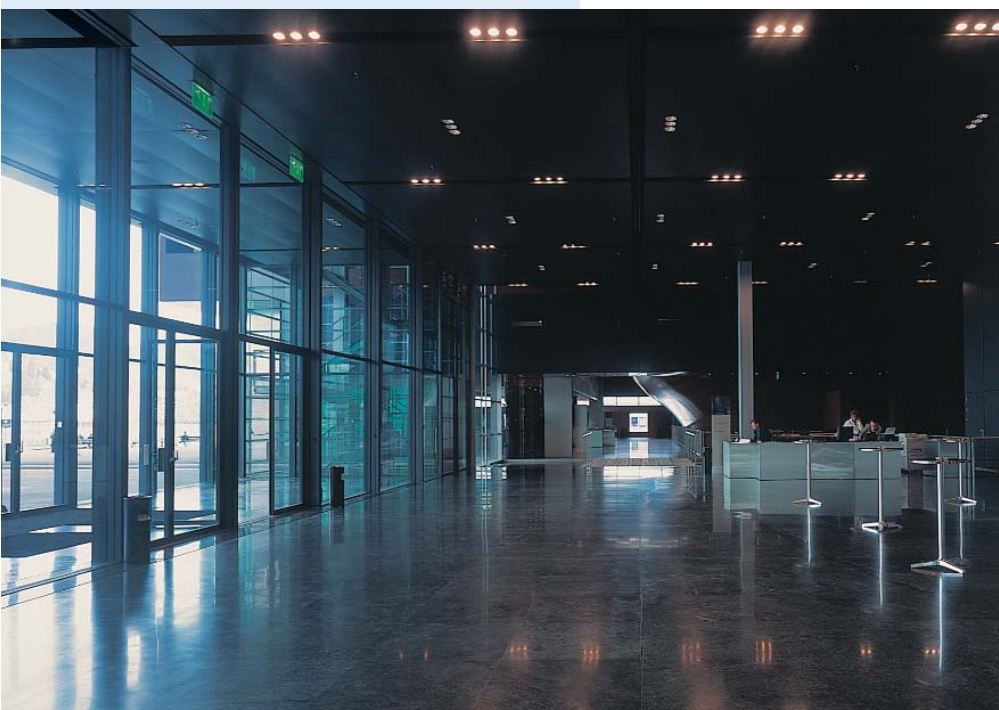
Im Panoramafoyer gibt es eine Bar, in der sich die Leute in den Pausen aufhalten und den Blick nach draußen genießen. Nouvel war begeistert vom Bauort und ließ sich auf einem Baugerüst mit Rädern hin- und herfahren, um die Fenster festzulegen. Durch die Anordnung der Fenster zwingt er die BetrachterInnen in eine bestimmte Richtung zu schauen und bietet ihnen durch das ausgefallene Format der Fenster immer nur Ausschnitte der Stadt. Egal, wo man sich im Haus befindet, hat man immer "Postkartenansichten" von Luzern.

Im zweiten und dritten Stock finden sich die Namen der SponsorInnen auf den Fenstern. Die Namen sind alphabetisch und wellenförmig angeordnet. An der Größe der Schrift kann man erkennen, wie viel Geld jeweils gespendet wurde.

Das Haus wird von außen nicht beleuchtet. Nouvel sagte, es sei wie ein Kristall, das Licht solle von innen nach außen dringen. Man wird somit auch nicht geblendet, wenn man vom Foyer aus hinaus schaut und die Lichter der Stadt sieht.

Die Dachterrasse bietet einen Rundblick

Foyerbereich – Eleganz, Großzügigkeit und Funktionalität.





von fast 270 Grad. Da die Terrasse überdacht ist, sieht man allerdings die Hofkirche nicht vollständig, und immer wieder gibt es Leute, die sagen: ‚Schade, einfach die Spitze weggeschnitten!‘ Jean Nouvel aber meinte, da Luzern ein katholischer Ort sei, müssten die Leute auf die Knie gehen, wenn sie die komplette Kirche sehen möchten. In der Tat: Wenn man an der Brüstung niederkniet, sieht man die Kirche vollständig.

### Alles ist möglich

Der Luzerner Saal ist eine multifunktionale Kongresshalle und alles scheint hier möglich zu sein. Es gibt eine Hubpodieneinrichtung, einen Balkon, und man kann eine Tribüne mit Hilfe eines Luftkissensystems in eine Arena umändern. Man kann alles absenken, einen Laufsteg aufbauen, den Saal bestuhlen oder unbestuhlt lassen, ihn verkleinern mittels Zwischenwänden oder zu einem Seminarraum umfunktionieren. Dank der Schallschleuse ist es möglich, zeitgleich ein Hip-Hop-Konzert im Luzerner Saal und ein Symphoniekonzert im Konzertsaal zu geben.

Einige nennen den Saal wegen seiner dunklen Farbe Black Box. Nouvel hat ihn absichtlich so zurückhaltend streichen lassen, damit man ihn der Veranstaltung entsprechend dekorieren kann. In einem weiteren Trakt sind Clubräume mit beweglichen Wänden untergebracht. Man kann einzelne Räume von 6 x 56 Quadratmetern buchen oder einen einzigen großen Raum.

Weiterhin gibt es den so genannten Kleinen Saal mit 270 Sitzen, Probesaal, Überset-



Kleiner Saal mit 270 Sitzen und multifunktionaler Ausstattung.

zerkabinen, Räume für Radio- und Fernsehmitschnitte, eine Projektionseinrichtung, Stimm- und Dirigentenzimmer, Artistengarderoben und Solistenzimmer, die wie Hotelzimmer eingerichtet sind.

Jean Nouvel hat mit dem KKL ein neues Wahrzeichen für Luzern geschaffen. Wichtig war für ihn, dass es so aussieht, als ob es schon immer da gewesen wäre. Das ist ihm gelungen. Die Stadt lebt mit dem Gebäude,

und das Gebäude lebt mit der Stadt. Entstanden ist eine kleine Kulturstadt, die nicht nur mit dem Lucerne Festival jährlich die weltbesten MusikerInnen an den Vierwaldstätter See zieht. Es ist ein Kulturprojekt, das alle Erwartungen und Impulswirkungen bisher voll erfüllt hat. Darüber hinaus konnte der Bevölkerung das Gefühl vermittelt werden, das Projekt mit gebaut und dabei etwas Besonderes geschaffen zu haben. Bravissimo!

### Toni Häfliger

Der Architekt und Raumplaner Toni Häfliger (\*1945) ist Präsident der Stiftung Architekturgalerie Luzern, Leiter der Fachstelle für Denkmalpflege der Schweizerischen Bundesbahnen SBB, Dozent der Fachhochschule der Innerschweiz HTA und Mitglied des Bundes Schweizer Architekten BSA.



### Luca Deon

Der Architekt ETH Luca Deon (\*1966) hat ein eigenes Büro in Luzern, ist Dozent an der Fachhochschule der Innerschweiz HTA, hat die Leitung der Architekturgalerie Luzern inne und ist Mitglied des Bundes Schweizer Architekten BSA.



### Carol Kurmann-Fischer

Carol Kurmann-Fischer (\*1954) arbeitete nach ihrer Ausbildung zur Fachfotografin von 1972 bis 1974 mehrere Jahre in Filmstudios (Kamera, Ton, Schnitt). Seit 1999 ist sie freie Mitarbeiterin in der Abteilung Führungen des Kultur- und Kongresszentrums Luzern.





# Städtebau als Kommunikationskunst

Europäische Kulturhauptstadt Graz 2003 | Wolfgang Lorenz

»Graz – wer hätte das gedacht« war der Slogan der ersten Medienkampagne der Kulturhauptstadt Graz 2003. In der Tat hatte niemand so richtig an Graz gedacht, als die Wahl auf das beschauliche Städtchen in der Steiermark, einen Steinwurf von Slowenien und dem Balkan entfernt, fiel. Noch weniger hatte man damit gerechnet, dass diese Stadt für internationale Furore sorgen würde mit über 100 städtebaulich-architektonischen und künstlerischen Projekten im öffentlichen Raum und mehreren Tausend Kulturveranstaltungen. Entscheidend aber war: Es handelte sich nicht um ein schnell verpuffendes Festival, sondern es entstand eine neue Stadtidentität und ein neues Selbstverständnis der GrazerInnen. Am 31. März 2004 war Wolfgang Lorenz, Intendant der Kulturhauptstadt Graz 2003, zu Gast in Mannheim und berichtete über die Inszenierung von städtischen Räumen, Alltagswelten – und einer außergewöhnlichen Stadterfahrung.

Graz ist die bislang bestfunktionierende aller Kulturhauptstädte gewesen. Warum? Weil wir gezeigt haben, was Kultur kann – auch im Sinne eines neuen europäischen Gedankens. Was aber ist Kultur? Man könnte sie mit Zivilisation umschreiben. Oder einfacher: Kultur ist das Lebens- und Überlebensmittel jeder Zivilisation und der verlässlichste Fahrtenschreiber für Geschichte. Kultur ist die markanteste Erinnerung an die Menschheit und ihre größte Überlebenschance. »Wie leben wir? Wie gehen wir miteinander, unserem Wissen und Unwissen, mit dem Fremden und den Fremden um?« Die Kultur vermag uns Antworten auf diese Fragen zu geben. Kultur ist, wie wir miteinander kommunizieren und was wir von- und miteinander lernen. Genau das war das Erfolgsrezept von Graz 2003.

## Populär, nicht populistisch

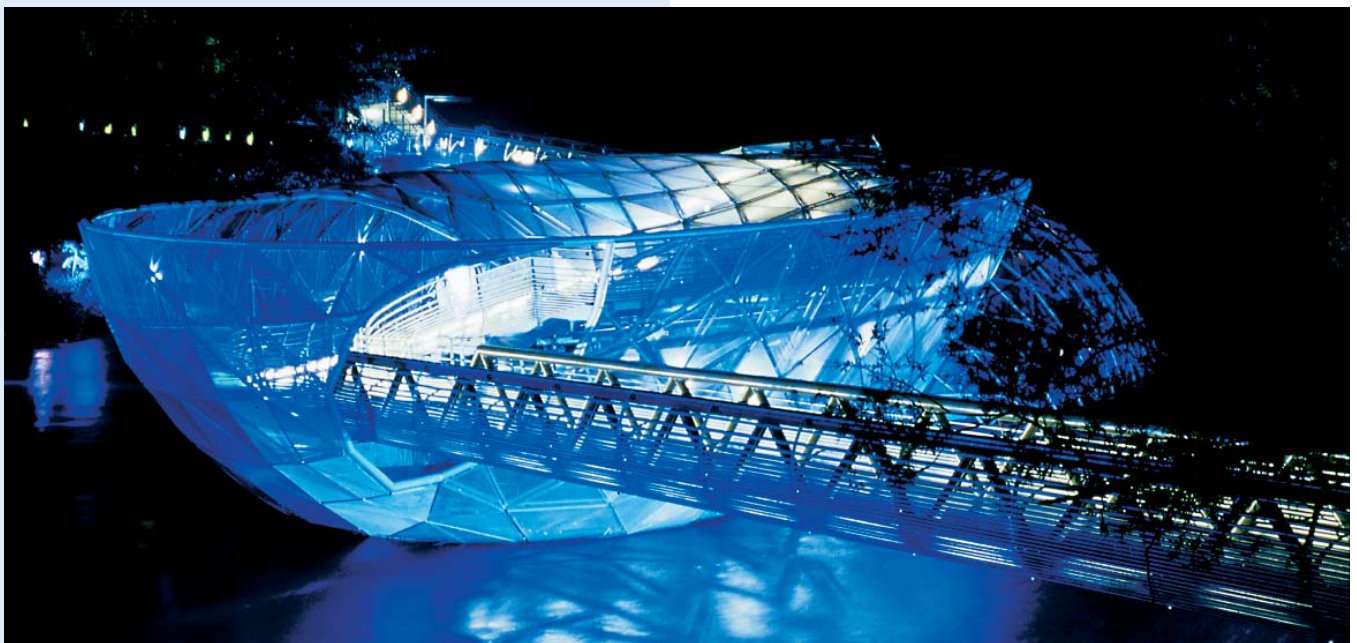
Jeder Mensch hat Kultur, nur die wenigsten wissen es. Das ist der Schlüssel zu allem. Setzt man den BürgerInnen ein Kunstwerk hin, mit dem diese nichts anderes verbinden als die Tatsache, dass ihr Geld darin steckt, ist das Wichtigste versäumt worden, was Kultur leisten kann: Gesellschaftsentwicklung. Es macht keinen Sinn, nur mit den Wissenden zu kommunizieren. Man muss die Menschen bei sich selbst abholen, indem man sie anspricht und mit ihnen gemeinsam Projekte durchführt. Das haben wir in Graz begriffen. Unser Programm war populär, aber nicht populistisch. Es war ein Programm, das auf die BürgerInnen zuging; sie mussten es sich nicht an der Kasse kaufen.

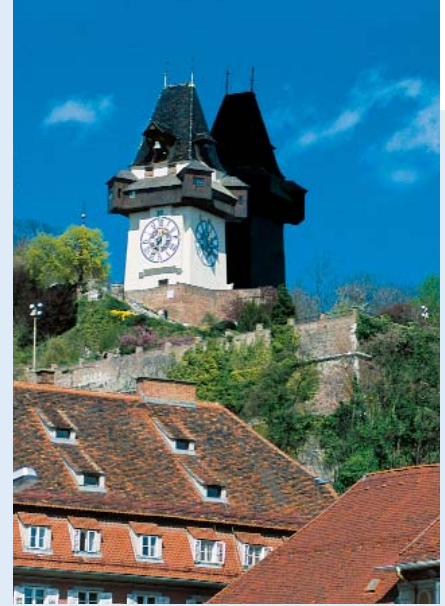
Bis zur Ernennung zur Kulturhauptstadt

hatte diese Stadt in den letzten Jahren nur gestritten und wenig realisiert. 20 Jahre lang hat man sich darüber unterhalten, was nicht geht. Unsere Philosophie war genau das Gegenteil: Nie darüber reden, was nicht geht – immer nur darüber reden, wie es geht. Das wirkte Wunder. Denn auf einmal wurden lang aufgestaute Projekte in Angriff genommen. Alle Versäumnisse sollten plötzlich gleichzeitig wettgemacht werden. Die Stadt hat sich dabei zwar finanziell leicht übernommen, aber viele Projekte konnten nur zu diesem Zeitpunkt realisiert werden – oder sie wären nie umgesetzt worden.

Graz 2003 bot kein Ganzjahresspektakel, gespickt mit Eventkultur. Es zeigte vielmehr, was eine Stadtgemeinschaft unter größter Kraftanstrengung zu leisten imstande ist. Was die Projektauswahl anging – wir haben

Die Murinsel – Vito Acconci's »Integrationsprojekt« – in nächtlicher Illumination.





### Murinsel, »die gespiegelte Stadt« und der »beschattete Uhrturn« auf dem Schlossberg.

keine beliebige internationale Einkaufspolitik betrieben. Etwa 80 Prozent der Projekte ist original für Graz, meist mit GrazerInnen und SteirerInnen entwickelt worden.

Zur Erarbeitung und Durchführung des Programms wurde ich als Intendant mit Programmhoheit engagiert, zugleich wurde eine Organisationsgesellschaft mit beschränkter Haftung gegründet. Diese wurde mit etwa 50 Millionen Euro an öffentlichen Geldern ausgestattet, wovon etwa 2/3 davon für das Programm und 1/3 für das Marketing aufgewendet wurden. Das Gesamtbudget betrug etwa 57 Millionen Euro. Während die Mittel der öffentlichen Hand so weit wie möglich für die Projekte und das Marketing verwendet werden sollten, wurden die Kosten des eigenen Betriebs aus anderen Quellen finanziert. Dies machte es so wichtig, Sponsoren in der Wirtschaft zu gewinnen.

Das Marketing nahm somit eine Sonderrolle ein. Denn wenn man kommunizieren möchte, muss man auch die Instrumente der Kommunikation bedienen, und das kostet Geld. Wenn man es geschickt anstellt, entsteht eine mediale Welle, auf der man dann eine Weile dahin surfen kann. Aber am Ende muss man mit Qualität überzeugen. Wir waren sogar auf der Titelseite der »New York Times« – das erreicht man nur über ein gutes Programm und ein kompetentes Team. Wir hatten beides.

Über die Projekte entschieden habe ich. Reine Diktatur, wenn man so will. Bis zur letzten Entscheidung ging es jedoch durchaus demokratisch zu. Der Entstehungsprozess eines Projekts war immer ein breiter Diskurs. Am Ende muss aber entschieden werden, und dieses Recht habe ich zu 100 Prozent beansprucht, womit ich gleichzeitig die 100-prozentige Verantwortung übernahm.

Wir hatten weder Beiräte noch Jurys, sondern haben stattdessen die Projektideen breit diskutiert und Fachleute beschäftigt. Wir ha-

ben damit sehr gute Erfahrungen gemacht. Voraussetzung ist allerdings ein sehr gutes Team. Denn ohne kompetente und engagierte MitarbeiterInnen kann man nichts.

### BürgerInnen als MitspielerInnen

Was eine Kulturhauptstadt leisten soll und kann, beruht vor allem auf guter Kommunikation – und zwar in erster Linie mit ihren BürgerInnen. Denn es geht um sie und nicht um eine Selbstdarstellung.

Für Kommunikation gibt es nichts Besseres als den öffentlichen Raum, den die Architektur zwar beschreibt, die Kunst jedoch kann ihn mit Haltegriffen versehen. Die Frage ist nur: Wie? Wir haben uns bemüht, Quote und Qualität zu vereinen. Denn wenn man eine Summe von rund 60 Millionen Euro in die Hand nimmt, möchte man sie den Leuten auch adäquat zurückgeben. Genau aus diesem Grund beschlossen wir, den öffentlichen Raum zu unserem Aktionskreis zu machen. Und aus dem Kreis ist uns niemand »entkom-

men«. Wir hatten die Stadt umzingelt. Wir haben für jeden der 17 Stadtbezirke ein Projekt entwickelt. Die Stimmung war sehr positiv, denn die BürgerInnen hatten das Gefühl, dabei zu sein, mitgestalten und mitwirken zu können. Sie fühlten sich als MitspielerInnen.

### Kunst und Verkehr

Niemand konnte die Stadt betreten, ohne von 2003-Projekten berührt zu werden. Wir haben jede Autobahnabfahrt, den Bahnhof und den Flughafen mit einem Projekt besetzt. »Kunst und Verkehr« nannten wir diese Projekte, zu denen z. B. auch 15 »Kunsttaxis« gehörten, die mit Bildschirmen ausgestattet den Fahrgästen Videokunst boten.

Der Hauptbahnhof wurde von dem Wiener Künstler Peter Kogler gestaltet. Er kleidete Decke und Innenwände der Bahnhofshalle mit einem Kunststoffgewebe aus, auf dessen rotem Grund computergenerierte biomorphe Formen in grau, schwarz, weiß wabern. Ursprünglich war das Kunstwerk nur als tempo-

### DIE IDEE DER KULTURHAUPTSTADT

Die Idee zur Schaffung einer europäischen Kulturhauptstadt geht auf Melina Mercouri zurück. Die damalige griechische Kulturministerin überzeugte den EG-Ministerrat von ihrer Vision, jedes Jahr eine andere Stadt zum Brennpunkt europäischer Kultur zu machen. Die Intention: die Völker der EU-Mitgliedstaaten einander näher zu bringen, die kulturelle Zusammenarbeit zu verbessern und neben dem ökonomischen und politischen auch den kulturellen Einigungsprozess zu fördern.

Während des Kalten Krieges war Graz als westeuropäische Stadt in unmittelbarer Nähe des »Eisernen Vorhangs« in keiner günstigen touristischen Position, fungierte aber oft als erster Brückenkopf für KünstlerInnen und Kulturschaffende aus Osteuropa. Hier konnten sich viele über neueste Strömungen der Gegenwartskunst informieren und ihre eigene Arbeit im Westen präsentieren. Diese Verbindungen zum Südosten Europas wurden für Graz zu einer tragfähigen Basis für neue Brückenschläge während der großen Veränderungen, die die europäische Gegenwart prägen. Im Schnittpunkt der europäischen Kulturen konnten sich romanische, slawische, auch magyrische und germanisch-alpine Einflüsse zu einem ganz spezifischen Charakter verbinden. Ein Charakter, dem eine ganz besondere Lust an der Innovation nachzuweisen ist.





Ein Kunsttaxi. Die von Peter Kogler gestaltete Bahnhofshalle. Die Helmut-List-Halle, ein Konzerthaus für Graz im Industriegebiet.

räre Installation gedacht, doch die GrazerInnen wollten es nach 2003 nicht wieder hergeben.

Die vier Stadteinfahrten wurden von vier Grazer Architektengruppen mit temporären Installationen bestückt. An einer Autobahnabfahrt beispielsweise blickte Fußballtrainer Ivica Osim von großen, am Mittelstreifen angebrachten Tafeln auf die Autofahrer. Sein Porträt verwandelte sich – wie bei einem Daumenkino – im Laufe der zehn, jeweils 50 Meter voneinander entfernten Bildstationen in das Gesicht des Grazer Dirigenten Nikolaus Harnoncourt. An einer anderen Abfahrt waren Plastikhände nach dem Prinzip der »Wackeldackel« angebracht, die beim Vorbeifahren gewunken haben.

### »The Friendly Alien« oder ein Kunsthaus für Graz

Das Kunsthaus nahe der Mur ist nicht nur rein äußerlich spektakulär, sondern auch von seiner Geschichte her. Um dieses Haus ist Jahrzehnte lang gestritten worden, ohne dass es je zum Bau kam. Sollte die Kulturhauptstadt jedoch nicht vollends vergebens

»The Friendly Alien« – das neue Kunsthaus für Graz.

sein, musste das Kunsthaus jetzt gebaut werden.

Denn es ging darum, eine Haltung einzunehmen und auch durch Architektur zu manifestieren, welchen Stellenwert Kunst und Kultur in der Gesellschaft haben. Man sollte aufhören mit dem Gejammer, Kunst koste immer nur und bringe nichts. Das ist ein Irrtum. Kunst und Kultur kosten zwar Geld wie Autobahnen und ähnliche Wahnsinnigkeiten, aber sie bringen auch unglaublich viel. Graz wurde schließlich allein über die Kultur weltbekannt.

So lobte die Kommune schließlich im Jahr 2000 einen internationalen Wettbewerb aus. Unter den 102 eingereichten Arbeiten, die weder Beamte noch Politiker jurierten, sondern ausschließlich Fachleute, ging der Preis an die beiden Londoner Architekten Peter Cook und Colin Fournier.

»Friendly Alien« nannten sie ihr Werk, das sie direkt am Ufer der Mur errichteten. Wie eine Luftblase schwebt die bläulich schimmernde Hülle über dem gläsernen Erdgeschoss. Aus der Oberfläche, einer Haut aus Acrylglas, wachsen markante Düsen (nozzles), die als Tageslichtöffnungen dienen. In den Obergeschossen verbinden Brücken den Neu-

bau mit dem Eisernen Haus, einer gusseisernen Konstruktion aus dem 19. Jahrhundert.

Das Kunsthaus hat keine eigene Sammlung, sondern dient ausschließlich Wechselausstellungen zeitgenössischer Kunst.

### Beste Akustik im Industriegebiet

Eine der Eröffnungsveranstaltungen zum Kulturhauptstadtjahr fand in der neuen Konzerthalle, der Helmut-List-Halle, statt. Sie steht mitten in einem Gewerbegebiet im Außenbezirk Lend. Der Grazer Architekt Markus Pernthaler hatte eine alte Industriehalle innerhalb von eineinhalb Jahren hochattraktiv umgebaut. Die Stahlwerkkonstruktion der Industriehalle blieb dabei erhalten. In der Mitte der Halle befindet sich eine zentrale Bühne, an ihrer Stirnseite angeschlossen sind ein Foyer und ein Hinterbühnenraum. Die Photovoltaik-Fassade verleiht dem Gebäude einen Maschinencharakter. Akustisch wurde die Halle auf internationalen Standard gebracht und gehört heute wahrscheinlich zu den akustisch attraktivsten Konzerthallen Europas.

Bei allem was man tut, sollte man vor allem an die nächste Generation denken und die Stadt so gestalten – und entsprechend in sie investieren – dass die jungen Leute nicht abwandern, sondern bleiben, weil sie Zukunftsperspektiven sehen. Für die Zielgruppe der 12- bis 29-Jährigen ist deshalb u. a. auf einem Fabrikgelände ein Popkulturelles Zentrum geschaffen worden. Das Zentrum bietet Raum für Clubs, Probe- und Produktionsräume, Tonstudios, Plattenläden und Cafés. Es wurde sofort angenommen und funktioniert immer noch sehr gut. Auch dies war ein Projekt, das die Stadt Jahrzehnte lang »gedacht« hatte, aber erst 2003 realisieren konnte.

### Die Murinsel – integrierend, verbindend, wahnsinnig

Die Murinsel ist bestes Beispiel für ein Projekt der Unmöglichkeit, das möglich gemacht





wurde. Die Idee stammt von dem Grazer Kulturmanager Robert Punktenhofer, realisiert wurde sie von dem New Yorker Künstler Vito Acconci.

Anfangs fand ich den Vorschlag, eine Insel in die Mur zu setzen, wahnsinnig. Die Mur erschien mir zu reißend, zu wild, die Stadt zu klein für ein so großes Projekt. Doch letztendlich überzeugte mich die Idee. Auf der einen Seite der Mur liegt das »schöne« Graz mit seiner 1999 als UNESCO-Weltkulturerbe erklärten Altstadt, auf der anderen Seite das »hässliche«, das gewerblich orientierte, das unterbewertete Graz – die westliche Vorstadt. Eine Insel in der Mur würde das Bindeglied zwischen diesen beiden ungleichen Stadtteilen sein. Auch würde der Fluss wieder verstärkt in das Leben der Stadt integriert und wahrgenommen werden.

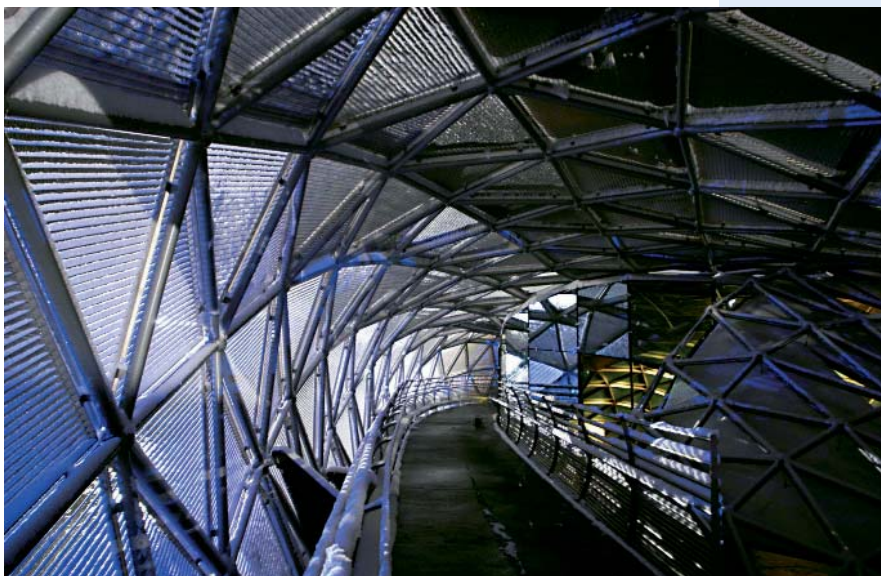
Das alles ist mit der Murinsel gelungen. Man kann nun über die Insel von dem in den anderen Stadtteil spazieren. Oder man verweilt – im Café oder Freilufttheater, die kleineren BesucherInnen auf dem Spielplatz, der sich ebenfalls auf der Insel befindet. Im Freilufttheater spielen freie Gruppen, das Kaffeehaus wird für Performances und Einzelveranstaltungen genutzt.

Die künstliche Insel ist ein architektonisches Kunstwerk aus Stahl und Glas, das an eine Muschel erinnert. Die Innen- und Außenräume scheinen ineinander zu fließen so wie die Wasser der Mur. Die Insel wurde von den GrazerInnen begeistert aufgenommen und ist – neben dem Uhrturm auf dem Schlossberg über der Altstadt – zum zweiten Wahrzeichen der Stadt geworden.

## Berg der Erinnerungen

Eines der bekanntesten Projekte war die »Beschattung« des Grazer Uhrturms auf dem

Ein Stahl-Glas-Gerippe – Innenansicht der Murinsel.



Per Datentransfer und Webcam hat man sich das Meer von Triest »geborgt«.

Schlossberg. Der junge steirische Künstler Markus Wilfling installierte einen schwarzen Zwillingsturm, der wie ein dreidimensionaler Schatten des Uhrturms, des stolzen Wahrzeichens der Stadt, wirkte. Der schwarze Zwillingsturm sollte, neben seiner Funktion als autonomes Kunstwerk, den Schatten symbolisieren, der auf Graz als »Stadt der Volkserhebung« liegt, und an einen wenig rühmlichen Teil der Grazer Geschichte erinnern: In vorauseilendem Gehorsam wehten bereits ab Februar 1938 die Hakenkreuzfahnen vom Grazer Rathaus.

Eine ähnliche Funktion hatte eine Ausstellung, die wir »Berg der Erinnerungen« nannten. Alle GrazerInnen wurden aufgerufen, ihre Erinnerungen und Erinnerungsobjekte zur Verfügung zu stellen, um sie der Öffentlichkeit zu präsentieren. Ausstellungsort war das weitläufige Stollensystem im Innern des Schlossbergs. Der Ort war Programm: Grazer

Geschichte sollte von »unten erzählt« werden, d. h. die Grazer Bevölkerung gestaltete ihre eigene Ausstellung der Stadtgeschichte. Die private(n) Stadtgeschichte(n) wurde(n) von offiziellen Dokumenten begleitet, die wir »ausgegraben« hatten. Themen waren die politischen Meilensteine des 20. Jahrhunderts, aber auch die »Alltagskultur« der GrazerInnen sowie aktuelle Themen, die über audiovisuelle Reportagen mit stark subjektivem Charakter reproduziert wurden.

Das labyrinthische Tunnelsystem diente schließlich als Metapher für die verschlungenen Pfade des Gedächtnisses, durch das sich die BesucherInnen wie durch die Windungen des Gehirns bewegten, um Bekanntem, Vergessenem und Verdrängtem wieder zu begegnen.

Flankiert wurde die Ausstellung von einem Grab, das wir ausgehoben hatten, in das die BesucherInnen ihre schlechten Erinnerungen (z.B. Hitlerabzeichen) werfen konnten – was sie auch taten. Am Ende wurde das Grab zugeschüttet, um zu symbolisieren, dass Graz nun »clean« sei.

120.000 GrazerInnen, darunter zahlreiche Schulklassen, besuchten die Ausstellung. Dieser große Erfolg ist unter anderem auf das Beteiligungskonzept zurückzuführen: Den BürgerInnen wurde Kunst nicht vor die Nase gesetzt, sondern sie waren in hohem Maße an der Kunstproduktion beteiligt.

## Die gespiegelte Stadt

Jeder meint, seine Stadt wie die eigene Westentasche zu kennen. Dass es trotzdem noch zu Überraschungen kommen kann, zeigte das





### Weltmeisterschaft der Obdachlosen. »Concrete Art« – Skulpturen im öffentlichen Raum. »Grazer Küche« – 17 Grazer Kulturbezirke.

steirische Architekten-Designer-Team Klaus und Alexander Kada mit seinem Projekt »Die gespiegelte Stadt«. Es sollte durch Irritation zur Reflexion über das Vertraute anregen. Fünf Meter hohe, hinten und vorne reflektierende Spiegel wurden um einen zentral gelegenen Platz positioniert. Durch das Hinter- und Nebeneinander der Spiegel erlebten die BetrachterInnen eine unendliche Vervielfältigung der Reflexionen. Die reale Welt fügte sich mit ihrem Widerschein zu einem neuen Raumerlebnis zusammen.

Graz ist eine sehr südliche Stadt, es fehlt allerdings das Meer. Also holten wir es uns für ein halbes Jahr nach Graz, indem wir in eine der Spiegelflächen eine LED-Wand integrierten und via Standleitung das Meer aus Triest live übertrugen. Die Leute waren begeistert und haben teilweise sogar ihre Liegestühle mitgebracht, um die Sonne im Meer versinken zu sehen, die Boote zu beobachten und das Meer rauschen zu hören.

### Fußballweltmeisterschaft der Obdachlosen

Ein Beispiel für die essenzielle Frage, wie wir miteinander leben und umgehen, wie wir einander – und dem Fremden – begegnen, war die »Fußballweltmeisterschaft der Obdachlosen«, die erstmals und ausgerechnet in Graz stattfand, und zwar mitten in der Stadt auf dem Hauptplatz. Organisiert wurde sie vom Internationalen Netzwerk der Straßenzeitungen (INSP) und der Caritas. 36 Staaten nahmen teil.

Der Gemeinderat war zuerst nicht begeistert. Doch schließlich passierte etwas, womit niemand gerechnet hatte: Die Stadt

stand plötzlich Kopf. Es herrschte eine Aufregung, als fänden die Olympischen Spiele in Graz statt. Jedes Spiel war bis auf den letzten Platz ausverkauft, 20 Fernsehstationen aus aller Welt hatten sich auf dem Hauptplatz eingerichtet, und die Stadt redete über nichts anderes mehr.

Die Spiele waren aber vor allem wichtig vor dem Hintergrund, dass Graz begann, sein »Ausländerproblem« zu bewältigen. In Graz leben sehr viele SchwarzafrikanerInnen, was zahlreiche GrazerInnen nicht gerne sehen. Graz ist trotz einer hohen Anzahl von ausländischen MitbürgerInnen immer eine eher »fremdenunfreundliche« Stadt gewesen. Nun war es allerdings so, dass in der österreichischen Mannschaft neun Schwarzafrikaner mitspielten. Und diese leisteten das Sensationelle, was überhaupt passieren konnte: Österreich wurde erstmals in seiner Geschichte Fußballweltmeister – mit einer Mannschaft,

die zu zwei Dritteln aus Schwarzen bestand. Ab diesem Tag begann die Gesellschaft zu funktionieren. Denn unmittelbar nach der Weltmeisterschaft bildete sich eine Bürgerinitiative, die sich für die Einbürgerung der neun Afrikaner einsetzte. Die Spieler sollten Österreicher, Grazer werden. Es war schön zu sehen, wie sich eine Stadt über eine relativ kleine Aktion veränderte. Die Gesellschaft hatte begonnen, sich miteinander und mit dem Anderen, dem Fremden in ihr auseinander zu setzen. Die neun Afrikaner sind zwar keine Grazer geworden, aber sie sind zumindest teilweise in Fußball-Clubs untergekommen.

### Auf der Suche nach Identität

Software Kultur, Hardware Stadt. Wie hält man die Balance zwischen temporären Festival-Interventionen einer Kulturhauptstadt und langfristigen Auswirkungen für Stadtent-

»Die gespiegelte Stadt« eröffnet neue Perspektiven von vermeintlich Altbekanntem.





wicklung und Stadtidentität? Graz 2003 bot viele Antworten auf die brennenden Fragen der aktuellen Stadtdebatte. Graz 2003 verstand sich eben nicht als »Festival«, sondern als eine Art Bewegung zur Formulierung eines neuen Selbstverständnisses der GrazerInnen. Ein Identitätsfindungsprojekt sozusagen.

Es ging bei allen Projekten darum, Kunst im öffentlichen Raum so zu formulieren, dass sie Spaß machte. Dabei haben wir jedoch stets die Qualität bewahrt; wir mussten uns für kein einziges Projekt genießen.

### Ein Diskurs entsteht

Man sollte den BürgerInnen nichts zumuten, aber einiges zutrauen. Man sollte ihnen Optionen geben und selber eine Haltung einnehmen. Es ist von essenzieller Wichtigkeit, die Gesellschaft nicht für abstrakte Ziele zu benutzen. Stattdessen muss es gelingen, den Menschen das Gefühl zu vermitteln, dass man das Geld, das einem anvertraut wurde, als »Dienstleister« für sie verwendet. Das heißt nicht, dass man nicht Qualität vorgibt. Tritt jemand gegen sie an, entsteht ein Diskurs. Auf diese Weise bringt man eine Stadt über Kultur mit sich selbst ins Gespräch.

Es macht keinen Sinn, den Leuten das allseits Bekannte erzählen oder zeigen zu wollen. Wenn man ihnen nicht die Chance gibt, eine auf die Zukunft gestellte Identität zu entwickeln, wenn Kulturhauptstädte glauben, es würde reichen, ihre Geschichte zu europäisieren und auszustellen, dann wird man das Wichtigste nicht erreichen – die Menschen vor Ort.

### Kultur, die jeder haben kann

In Graz haben wir versucht – und ich denke,



Real Utopia – Kultur entdeckt Stadt (in der westlichen Vorstadt von Graz).

es ist uns gelungen – über einen weit gefassten Kulturbegriff einer modernen demokratischen Gesellschaft klar zu machen, dass Kultur nicht immer das ist, was andere haben. Kultur kann jeder haben. Diese Erkenntnis hat die Stadt schließlich so lebendig gemacht. Wir haben die Begeisterung der Bevölkerung erwecken können. Die Menschen haben sich identifiziert mit unseren Projekten, weil sie

kein Akt der Selbstdarstellung waren, sondern ein Beitrag zur Gesellschafts- und Stadtentwicklung.

Durch die 2003-Projekte wurde die Stadt neu wahrgenommen. Die GrazerInnen sind buchstäblich über Nacht unglaublich stolz auf ihre Stadt geworden. Die Stadt hat ge-  
glüht vor positiver Energie. Das hat allein die Kultur geschafft. Wer hätte das gedacht?

### Wolfgang Lorenz

Wolfgang Lorenz (\*1944) ist gebürtiger Grazer. In Wien studierte er Publizistik und Kunstgeschichte und war von 1963 bis 1969 Mitarbeiter bei verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften. Seit 1969 arbeitet er für den ORF. Mehrjährige Tätigkeit als persönlicher Referent des Generalintendanten. 1979 bis 1981 war er Programmkoordinator. 1981 bis 1987 war er Leiter der Hauptabteilung »Zentrale Programmdienste Fernsehen«, 1988 wurde er Landesintendant Steiermark und 1991 Leiter der Stabstelle Koordination und Art Director in der Generalintendanz. 1993/94 avancierte er dann zum geschäftsführenden Programmintendanten Fernsehen. Seit 1999 ist er Leiter der Hauptabteilung »Planung und Koordination«. Neben seiner Tätigkeit im ORF wurde er 1998 zum Intendanten der Kulturhauptstadt GRAZ 2003 bestellt und erhielt in dieser Funktion 2004 den Staatspreis für das beste Marketingprojekt von Österreich.



# Größere Gegner gesucht

Das MuseumsQuartier Wien im Spannungsfeld von Politik, Medien und Architektur |

Dietmar Steiner

Der langwierige, am Ende jedoch erfolgreiche Entwicklungsprozess des MuseumsQuartiers in Wien zeigt deutlich, dass große Kultur- und Stadtentwicklungsprojekte nicht nur von der Planung und der Architektur abhängig sind, sondern auch von der Politik und den Medien. Mehr als 20 Jahre wurde über das MuseumsQuartier öffentlich diskutiert, debattiert und heftigst gestritten. 2001 wurde es schließlich eröffnet und gilt seitdem als eines der größten Kulturbezirke der Welt.

Dietmar Steiner, Leiter des Architekturzentrums Wien und einer der Nutzer im MuseumsQuartier, war am 21. April 2004 zu Gast in Mannheim und berichtete über den langen Weg zum Ziel.

Drei Themenbereiche sind bei der Betrachtung des Wiener MuseumsQuartiers wichtig:

1) die Kulturpolitik und die Festivalisierung der Stadt, 2) die Auseinandersetzung zwischen »Kulturbusiness-Nomaden« und Bevölkerung, 3) architektonische Schwächen und Stärken im Gebrauch und das Schicksal der Verwaltung des öffentlichen Raums.

## Ausstellungsfläche im Überfluss

Zur Ausgangssituation: Wir hatten in Wien, bevor das MuseumsQuartier diskutiert wurde, mehr als ein Dutzend größere Museen mit einer Gesamtausstellungsfläche von mehr als 73.000 Quadratmetern. Mit der Realisierung des MuseumsQuartiers entstanden neue Museen: das Leopold Museum, das Museum Moderner Kunst und die Kunsthalle. Wir verfügen heute über eine Ausstellungsfläche von insgesamt 91.000 Quadratmetern, die sich vor-

aussichtlich noch um weitere 14.000 Quadratmeter vergrößern wird, da etliche Um-, An- und Ausbauten von weiteren Museen anstehen. Es ist unschwer zu erkennen, dass es in Wien ein Überangebot an Museen gibt.

Die Situation muss allerdings vor dem Hintergrund einer opulenten Kulturförderung gesehen werden. Es hat in Österreich bislang keine Kürzungen im Kulturbereich gegeben. Im Gegenteil, die Stadt Wien hat soeben beschlossen, für das Mozartjahr 2006 zusätzliche 30 Millionen Euro zur Verfügung zu stellen, und ab 2006 fließen weitere 26 Millionen Euro in das Kulturbudget zugunsten des Ausbaus von Musicaltheatern. Wir leben also in einem sehr satten Umfeld. Das ist unter anderem dem Tourismus zu verdanken. Wien ist in den letzten Jahren eine Art »Event City« geworden, was wiederum zu einem Paradigmenwechsel in der Stadtplanung geführt hat.

In den 1980er Jahren wurden im damals

immer noch nachkriegsgrauen Wien die Fassaden renoviert, Fußgängerzonen eingerichtet und die Innenstadt verkehrsberuhigt. Seitdem ist das »historische Bild der Stadt« wieder zu einem Leitbild geworden, was dazu führte, dass die Wiener Innenstadt vor kurzem zum Weltkulturerbe erklärt wurde.

## Die »veranstaltete« Stadt

Ungeachtet dessen fand hinter den Fassaden und im öffentlichen Raum ein gigantischer Nutzungswechsel statt. In den vergangenen 15 Jahren sind fast alle repräsentativen öffentlichen Räume zu Veranstaltungsräumen umfunktioniert worden. Der Wiener Rathausplatz zum Beispiel diente in der Vergangenheit einmal im Jahr den 1. Mai-Feierlichkeiten. Heute wird er über eine eigene Eventmarketing-Agentur der Stadt Wien ganzjährig bespielt. Freiluftopern und Filmfestivals finden hier statt, und im Winter wird er in einen Eislaufplatz umgewandelt. Die Weihnachtszeit ist ein besonders gelungener Event in Wien, denn es gibt keinen freien Platz in der Stadt ohne Christkindl-Markt. Allein dadurch konnte der Tourismus im Dezember verdoppelt werden. Dann gibt es den »Silvesterpfad« und das Donauinselfest im Juni, das alljährlich rund 2,5 Millionen Menschen anzieht. Es ist unmöglich, alle Veranstaltungen aufzuzählen, weil es unzählige viele sind. Man kann inzwischen von einer »veranstalteten« Stadt sprechen. Auch das Verhalten der WienerInnen hat sich dadurch geändert. Wenn man früher ausging, ging man zielgerichtet in ein bestimmtes Gasthaus oder besuchte eine bestimmte Veranstaltung. Heute flanieren die WienerInnen genauso wie die TouristInnen durch die Stadt und schauen, was diese zu bieten hat.

Die »Eventisierung« und Festivalisierung

Repräsentativ, doch verschlossen – das MQ ist einer der größten Kulturbezirke der Welt.







## Kunsthalle, Leopoldmuseum , Museum für Moderne Kunst (MUMOK).

des urbanen Lebens wird zwar immer wieder kritisiert, weil damit kulturelle Inhalte verloren gingen. Doch wer die Geschichte Wiens kennt, weiß, dass es eine Inszenierung dieser Stadt immer gegeben hat. In der Barockzeit beispielsweise haben in Wien jährlich 400 katholische Prozessionen stattgefunden – eine Festivalisierung der Stadt durch die katholische Kirche. Heute sind lediglich die VeranstalterInnen andere.

### Aufbruchstimmung mit Folgen

Zurück zum Jahr 1980: Das oben beschriebene Szenario gab es noch nicht. Die Museen schiefen vor sich hin. BesucherInnen wurde als Störung empfunden. Doch dann erkannten die PolitikerInnen, dass eine neue Entwicklung anstand und Museen in Zukunft eine andere Bedeutung haben würden.

1980 begann die Diskussion um eine neue Nutzung der ehemaligen kaiserlichen Hofstallungen im Zentrum Wiens. Johann Fischer von Erlach hatte sie 1725 als reine Nutzgebäude für die Pferde des Kaisers gebaut. »Bauernbarock« nannte mancher Zeitgenosse die Stallungen abfällig. In den 1920er Jahren, als die Autos die Pferde endgültig verdrängt hatten, wurden die Hofstallungen zu einem Messegelände. Die Wiener Messe investierte nichts in den Erhalt der Gebäude, und das Areal dümpelte jahrzehntelang als vergessenes und verschlossenes Gelände vor sich hin.

Schließlich wurden die Stallungen dann »wiederentdeckt«. Relativ schnell kam man auf die Idee, dort ein Museumsquartier einzurichten. Auch die Museen, aufgerüttelt durch die Politik, begannen sich zu artikulieren; sie forderten Erweiterungsflächen und wollten sich in das Museumsquartier hinein vergrößern. Darüber hinaus fehlten ein Museum für Moderne Kunst sowie eine Kunst- und eine Veranstaltungshalle.

Arbeitsgruppen wurden gebildet, die jede Menge neue Ideen hervorbrachten und zugleich die gesamte Strukturierung der Museen in Frage stellten. Da es zu keiner einheitlichen Lösung kam, erfolgte 1987 die klassische Ausschreibung eines zweistufigen Architekturwettbewerbs für den Umbau und die Erweiterung des Messegeländes. Es gab allerdings kein Konzept dafür, wie sich die Sammlungen Wiens und die Ausstellungsflä-

chen verteilen und welche Museen zusammengelegt werden sollten. Das überließ man zunächst den ArchitektInnen. Das Programm versuchte lediglich, alle bekannten Raumbedürfnisse für eine Rekonstruktion der Wiener Museumsordnung abzudecken – verbunden mit der Frage an die ArchitektInnen, wie viel davon tatsächlich auf dem Gelände unterzubringen sei.

Sieben Projekte wurden im Oktober 1987 schließlich für die Bearbeitung in der zweiten Wettbewerbsstufe ausgewählt. Das Projekt der Architekten Ortner + Ortner aus Düsseldorf/Linz sah beispielsweise vor, von den barocken Hofstallungen nur die Vorderfront stehen zu lassen. Nach dieser ersten Phase ruhte das Vorhaben zunächst, weil es fortwährend politische Gegnerschaften ohne eine Einigung gab.

### Startschuss für ein Großprojekt

Weiter ging es erst 1989 mit der Ernennung von Erhard Busek zum Wissenschafts- und Kulturminister, der die zweite Stufe des Wettbewerbs ausschrieb. Es gab jedoch eine gravierende Einschränkung: In einem Hearing mit den sieben Architekten aus der ersten Stufe legte der damalige Denkmalamtspräsident nämlich fest, dass alles, was bis 1918 entstanden war, unter Schutz stünde. Auf die Frage hin, welche kunsthistorische Bedeutung dieses Datum habe, erwiderte er, es handele sich

um das Ende der Monarchie. Alles, was uns also die Monarchie hinterlassen hat, ist schützenswert, aber nichts, was in der Republik hinzugefügt worden ist.

Das neue Wettbewerbsprogramm erwies sich als detaillierter und zugleich reduzierter als das aus der ersten Ausschreibungsstufe. Auf der Grundlage eines städtebaulichen Gesamtkonzepts sollten in einer ersten Realisierungsphase bis 1995 das Museum Moderner Kunst, die Kunsthalle und eine multifunktionale Veranstaltungshalle hinter der 1850 erbauten, neobarocken Winterreithalle entstehen. In einer zweiten Phase sollten unter anderem ein Medienforum mit einem Film- und Fotografiemuseum, ein Museum Österreichische Moderne mit der Sammlung Leopold und eine Kunstbibliothek realisiert werden.

Im April 1990 entschied sich die Jury einstimmig für das Projekt von Ortner + Ortner, die ihr Konzept in dieser zweiten Stufe völlig überarbeitet hatten und teilweise bereits bestehenden Stadtplanungswünschen der integrativen Öffnung des Quartiers nachgekommen waren.

Im Juni 1990 wurde eine Errichtungs- und Betriebsgesellschaft für das Museumsquartier gegründet. Geschäftsführer waren der Kunsthistoriker Dieter Bogner sowie der Jurist und Immobilienmanager Günther Bischof. Finanziert wurde das Projekt zu 75 Prozent vom Bund und zu 25 Prozent von der Stadt.

Das MuseumsQuartier veränderte sich aus

## Das MuseumsQuartier Wien im Überblick.



unterschiedlichen Gründen im Laufe der Jahre immer wieder. Ortner + Ortner haben ihre architektonische Position innerhalb von acht Jahren nahezu komplett transformieren müssen – sowohl im Dialog mit den Auftraggebern als auch unter dem Druck der Öffentlichkeit. Das Medienforum beispielsweise wurde bereits unmittelbar nach dem Wettbewerb auf die lange Bank geschoben, weil es keine Lobbyisten dafür gab, und später ganz aufgegeben. Die Winterreithalle hatten Ortner + Ortner anfangs als gemeinsames Foyer für das

»Monsterprojekt zerstört Wien«, »Turminvasion in Wien! Warum schreitet die Regierung nicht ein?« – und veröffentlichte Vorschläge, wie es »eigentlich« aussehen müsste. Das Projekt MuseumsQuartier wurde als überflüssig und als pure Geldverschwendung denunziert.

Die politische Debatte ließ nicht lange auf sich warten und entzündete sich vor allem am Leseturm. Die SPÖ war dafür, wenn auch nicht mit vollem Herzen. Die GRÜNEN waren trotz Basisproblemen dem Projekt gegenüber positiv eingestellt. Die FPÖ war klarerweise dage-

gen, dass der »Kronenzeitung«-Herausgeber Hans Dichand wieder kräftig mit. Selbst Jugendstilsammler, machte er entsprechende Presse für Rudolf Leopold und gab erst nach, als dieser sein Museum bekommen hatte, in dem Dichand sich die Unterbringung seiner eigenen Sammlung erhoffte. Nachdem klar war, dass die Sammlung Leopold einen bedeutenden Anteil des MuseumsQuartiers einnehmen würde und die Vorschläge der zeitgenössischen Initiativen nicht berücksichtigt wur-



#### Der Blick ins Innere: Kunsthalles, Leopoldmuseum, Kindermuseum ZOOM.

Museum Moderner Kunst, die Kunsthalles und die Veranstaltungshalle geplant. Auch hier sollte es anders kommen. Im medialen und politischen Vordergrund stand jedoch der von Ortner + Ortner vorgeschlagene 67 Meter hohe Leseturm als zeitgenössisches Kunst-Informationszentrum im Haupthof, der das MuseumsQuartier schon von weitem erkennbar machen sollte. Diese Idee sollte sich letztlich aber nicht durchsetzen.

#### »Rettet die Altstadt von Wien!«

Kaum war der Startschuss gefallen, bildete sich eine Bürgerinitiative, die gegen jede geplante zeitgenössische Architektur im Zentrum Wiens protestierte. »Rettet die Hofstallungen! Rettet die Altstadt von Wien!« – auf diesem Niveau bewegten sich die GegnerInnen des MuseumsQuartiers. Als Alternative schlugen sie ein Pferdendomuseum in den ehemaligen Hofstallungen vor. Unterstützt wurden sie vom Herausgeber der Wiener Tageszeitung »Kronenzeitung«, Hans Dichand.

Die »Kronenzeitung« hat im Verhältnis zur Einwohnerzahl Österreichs die höchste Verbreitung der Welt. Man sagt bei uns: In Österreich macht die »Kronenzeitung« Politik, und die Politiker kommentieren diese. In der Tat hat das Boulevardblatt großen politischen Einfluss.

Hans Dichand eröffnete eine beispiellose Kampagne gegen das MuseumsQuartier –

gen. Um es drastisch darzustellen, verlegte die FPÖ per Fotomontage die Silhouette des geplanten MuseumsQuartiers auf den Markusplatz in Venedig und rief zu einer Volksbefragung auf: »Ein neues Monsterprojekt oder vernünftige Revitalisierung? Auf welcher Seite stehen Sie?« (Anzeige der FPÖ in der »Kronenzeitung«, 04.10.1992).

Es wurde damals hitzig debattiert. Große Teile der Bevölkerung waren der Meinung, dass moderne Architektur nur am Stadtrand stattfinden darf, nicht aber in der Innenstadt. Als der Beschluss gefällt wurde, die neuen Gebäude im MuseumsQuartier dürften nicht über die Barockdächer der Hofstallungen ragen, jubilierte die »Kronenzeitung«. Denn sie hatte gefordert, dass die Neubauten in der Stadtsilhouette nicht sichtbar sein dürften. Das Projekt Leseturm war damit endgültig gescheitert.

#### Ein Museum für Leopold

Eine neue Etappe für das MuseumsQuartier begann 1993 durch den Ankauf der Sammlung Leopold durch den Bund. Der Wiener Augenarzt Rudolf Leopold hatte eine sehr große und bekannte Jugendstil-Privatsammlung, die er dem Bund für vier Milliarden Schilling verkaufte. Daraufhin wurde die »Stiftung Leopold« gegründet, und der Augenarzt erhielt die Zusage, dass ein eigenes Museum für seine Sammlung gebaut werden würde, dessen Di-

ren, verabschiedete sich Dieter Bogner 1994 aus der Geschäftsführung der Errichtungs- und Betriebsgesellschaft.

Es hatte mittlerweile so viele Änderungen gegeben, dass eine Überarbeitung des ursprünglichen Projekts unumgänglich war. So präsentierten Ortner + Ortner schließlich 1995, gemeinsam mit dem Denkmalschutzexperten Manfred Wehdorn, einen vollkommen überarbeiteten neuen Projektentwurf, der sowohl den präzisen Anforderungen des Denkmalschutzes als auch in Teilen den Anforderungen der »Kronenzeitung« entsprach. Dann ging alles ganz schnell: 1997 wurde der neue Entwurf bewilligt, im April 1998 erfolgte der Baubeginn und im Jahr 2001 konnte das MuseumsQuartier schließlich eröffnet werden.

#### Moderne Kunst hinter barocken Fassaden

Im Haupthof dominieren das Museum Leopold und das Museum Moderner Kunst – zwei imposante Blöcke, der eine mit weißem Sandstein, der andere mit anthrazitfarbenem Basalt verkleidet. Da die »Firstlinie« der barocken Stallungen »heilig« gesprochen worden war, d. h. durch die Neubauten nicht überschritten werden durfte, wurden beide Museen tief in den Boden gerammt, damit sie die Linie einhielten. Der dritte Block ist die mit rotem Ziegelstein verkleidete Kunsthalles hinter der Winterreithalle.



Die Winterreithalle wurde mit großem technischem Aufwand ausgehöhlt und untergraben und beherbergt heute zwei multifunktionale Veranstaltungshallen, die für die Wiener Festwochen, vom neuen »Tanzquartier« und anderen Veranstaltern genutzt werden. Die Kunsthalle und die Veranstaltungshallen haben in der Reithalle ein gemeinsames Foyer.

Neu, d. h. ursprünglich nicht im Raumprogramm des Wettbewerbs enthalten, sind das Kindermuseum ZOOM, ein Kinderinformationszentrum sowie das Architekturzentrum Wien. Alle drei Einrichtungen wurden ohne neue architektonische Signale in die Altbau-substanz der beiden Seitenhöfe integriert.

Das Architekturzentrum Wien verfügt über einen Raum für die Dauerausstellung österreichischer Architektur des 20./21. Jahrhunderts, eine Halle für Wechselausstellungen, ein Restaurant und eine Publikumsbibliothek in der ehemaligen Ponyreitschule von Kaiserin Sissi.

Das Kindermuseum und das Architekturzentrum sowie einige andere Gruppen und Institutionen hatten sich bereits Anfang/Mitte der 90er Jahre in den Hofstallungen niedergelassen. Das war möglich gewesen, weil die Errichtungs- und Betriebsgesellschaft während der Bauphase Zwischennutzungen mit jederzeit kündbaren Verträgen zugelassen hatte. Das Areal wurde also schon lange vor der Eröffnung bespielt und stellte sich in dieser Zeit schon als äußerst lebendiges Zentrum dar.

An der Hauptfront im Fischer von Erlach-Trakt hat sich eine Architektur- und eine Kunstbuchhandlung eingerichtet. Weitere kulturelle und kommerzielle Nutzungen, Studios, Geschäfte, Büros und Wohnungen sorgen für Vielfalt und zeichnen das MuseumsQuartier als ein neues und bislang einzigartiges Kulturquartier aus. Etwas problematisch zeigt sich bislang jedoch die Vermietung der so genannten »Kulturbüros« an junge KünstlerInnen, da Alternativkultur nicht immer mit der »Boutiquenrenovierung« der angebotenen Räumlichkeiten und der Umfeldverschiebung kompatibel ist.



### Funktionierende Stadtkultur: Pulsierendes Nachtleben im MuseumsQuartier Wien.

Auch die angestrebte Öffnung des Quartiers zum Stadtzentrum hin ist noch nicht richtig gelungen. Zehn Eingänge bieten zwar genügend Möglichkeiten dazu. Das Problem ist aber die sauber renovierte barocke Fassade, hinter der sich – nach außen nicht sichtbar – das MuseumsQuartier verbirgt.

Auch die angestrebte Öffnung des Quartiers zum Stadtzentrum hin ist noch nicht richtig gelungen. Zehn Eingänge bieten zwar genügend Möglichkeiten dazu. Das Problem ist aber die sauber renovierte barocke Fassade, hinter der sich – nach außen nicht sichtbar – das MuseumsQuartier verbirgt.

### Probleme mit der Betriebsgesellschaft

Das MuseumsQuartier sollte von Anfang an ein offenes Stadtquartier sein, in dem jede Institution autonom über ihre Programmgestaltung und Marketingkonzepte entscheiden könnte. Für die technischen Angelegenheiten war die Errichtungs- und Betriebsgesellschaft gegründet worden, die allerdings heute gleichzeitig über den gesamten Außenbereich des Quartiers schaltet und waltet. Zum Beispiel beansprucht sie für sich das Recht zu bestimmen, wer den Außenbereich bespielt und wie er bespielt wird. Sie organisiert selbst sehr viele Veranstaltungen, spricht diese aber mit den kulturellen NutzerInnen des Museums-

Quartiers nicht ab, was bereits zu erheblichen Konflikten geführt hat. Der Hausverwalter generiert sich so selbst auch zum Kulturveranstalter und konkurrenziert damit die angesiedelten Institutionen. Die Museumsquartiersgesellschaft möchte eigentlich die Generaldirektion des Quartiers sein und versucht damit, die einzelnen autonomen Institutionen in ihrer Präsenz zu domestizieren.

Es ist ein klassisches Beispiel dafür, wie sich die öffentliche Hand selbst privatisiert. Denn das MuseumsQuartier ist zwar öffentlich zugänglich, doch die Errichtungs- und Betriebsgesellschaft ist eine GmbH und dadurch die Privatbesitzerin des Areals und stellt damit ihre eigenen Regeln auf. Dieses Dilemma wird in Europa immer häufiger auftreten. Es ist daher dringend notwendig zu klären, wie öffentliche Flächen genutzt werden.

Seit der Eröffnung des MuseumsQuartiers im Jahr 2001 befinden wir uns in dieser Auseinandersetzung. Es ist daher unumgänglich, den öffentlichen Auftrag des »privaten« Managements dahingehend neu zu definieren, dass eine Dienstleistung für die angesiedelten Institution erbracht wird und nicht diese für die Selbstdarstellung einer »Hausverwaltung« marginalisiert werden.

**Dietmar Steiner**  
Dietmar Steiner (\*1951) studierte Architektur an der Akademie der bildenden Künste in Wien und war langjähriger Mitarbeiter von Friedrich Achleitner am Archiv »Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert«. Bis 1989 lehrte er Geschichte und Theorie der Architektur an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien. Seit 1989 hat er sein eigenes Architekturberatungsbüro in Wien. Seit 1994 ist er Direktor des »Architekturzentrums Wien«. Von 1995 bis 1999 war er Redakteur für Architektur bei der Mailänder Zeitschrift »domus«, der international größten Fachzeitschrift für Architektur, Design, Kunst und Visuelle Kommunikation. Seit 1997 ist er Mitglied des »Advisory Committee« des »European Union Prize for Contemporary Architecture – Mies van der Rohe Award« und seit 1998 Board Member von ICAM (International Confederation of Architectural Museums). 2002 war er österreichischer Kommissär der 8. Architekturbiennale in Venedig.



# KulturBahnhof Kassel – Centralstation Darmstadt

Alternative Kultur- und Veranstaltungszentren als Impulsgeber für Stadt und Kultur |  
Frank Thöner, Alexander Marschall und Michael Bode-Böckenhauer

Schlachthöfe, Lagerhäuser, Maschinenhallen, Elektrizitätswerke oder Bahnhofshallen – die Umnutzung vormals gewerblich genutzter Gebäude ist eine Chance für viele alternative Kultur- und Veranstaltungszentren, aber auch für die Städte. In Kassel beispielsweise wurde der Hauptbahnhof zum Kulturforum KulturBahnhof, wodurch Stadt und Bahnhofsviertel eine enorme Aufwertung erfahren haben. In Darmstadt wurde das alte Elektrizitätswerk in der Innenstadt in einen Kulturtempel umfunktioniert, der heute nicht nur zu einer der vitalsten Kultureinrichtungen der Stadt, sondern auch der Region zählt. Die "Macher" der beiden Institutionen waren am 28. April 2004 in Mannheim zu Gast und berichteten über ihre beiden unterschiedlichen Konzepte – Frank Thöner für den KulturBahnhof Kassel, Alexander Marschall und Michael Bode-Böckenhauer für die Centralstation Darmstadt.

## KulturBahnhof Kassel – die Kultur erobert den Bahnhof

Zur Geschichte des KulturBahnhofs gehört die Geschichte des Hauptbahnhofs von Kassel. Der Hauptbahnhof wurde Mitte des 19. Jahrhunderts als einer der größten Kopfbahnhöfe Deutschlands im spätklassizistischen Stil gebaut und 1943 durch Bombenangriffe zerstört. In den 50er Jahren wurde er wieder aufgebaut, unter Beibehaltung und Restaurierung der spätklassizistischen Elemente.

In den 1980/90er Jahren zeigte das Bahnhofsviertel zunehmend Symptome des städ-

tebaulichen Niedergangs: Sexläden, zweitklassiges Kleingewerbe und Ramschläden kennzeichneten das Bahnhofsumfeld. Die Unterführung vor dem Hauptbahnhof war bekannter Drogentreffpunkt. Erst mit dem Neubeginn des KulturBahnhofs und auf Initiative der an den Bahnhofsvorplatz angrenzenden Industrie- und Handelskammer konnte ein ebenerdiger Übergang ermöglicht und die kritische Situation entschärft werden.

Mit der Eröffnung des ICE-Bahnhofs Wilhelmshöhe als Durchgangsbahnhof an der neuen Nord-Süd-Hochgeschwindigkeitstrasse verlor der Kasseler Bahnhof 1992 schlagartig seine Bedeutung als Fernverkehrsknoten-

punkt. Seitdem ist er nur noch ein wichtiger Regionalbahnhof mit immerhin täglich rund 12.000 PendlerInnen.

Nach diesem funktionalen Verlust bildeten Kasseler Kultureinrichtungen, das städtische Kulturstadtrat und die Deutsche Bahn AG eine Initiative zur kulturellen Nutzung der obsolet gewordenen Räumlichkeiten mit dem Ergebnis, dass am 1. November 1995 der »KulturBahnhof« eröffnet wurde. Nach dem Übergang von der Bundesbahn zur Deutschen Bahn AG hatte sich der neue Konzern – im Rahmen der Umstrukturierung und Neukonzeptionierung von Bahnhofsstandorten – auf zwei außergewöhnliche »Pilotprojekte« eingelassen: Die Entwicklung des Leipziger Bahnhofs zur großen Shoppingmeile und des Kasseler Bahnhofs zum Kulturzentrum. Die Initialidee war jedoch von uns, den freien Kulturschaffenden, gekommen. Federführend waren die BetreiberInnen des Filmladens Kassel und der Caricatura, der Galerie für Komische Kunst, beide auf der Suche nach geeigneten Räumlichkeiten.

## Der multifunktionale Bahnhof

Im Laufe der Jahre haben sich folgende Einrichtungen im KulturBahnhof niedergelassen: der Offene Kanal, die Galerien Caricatura und Stellwerk, das Kasseler Architekturzentrum, ein Tagungszentrum, eine Ausstellungshalle, die »Bahnhofslichtspiele« (BaLi Kinos), die Trickfilmproduktion Lichthof und das so ge-

In (kulturellen) Beschlag genommen – die Mittelhalle als Veranstaltungsort.





nannte »Gleis 1« – Café, Bar, Restaurant, Bühne und Disco in einem.

Jede Einrichtung ist für sich selbst verantwortlich und hat einen eigenen Mietvertrag mit der Deutschen Bahn AG. Die Zusammenarbeit der Einrichtungen wird über die Dachorganisation KulturBahnhof e.V. abgewickelt. Zu betonen ist, dass der KulturBahnhof nicht subventioniert wird. Die Stadt steuert lediglich einen Projektmittelzuschuss von jährlich 14.000 Euro für gemeinsame Veranstaltungen bei. Ansonsten finanzieren die Einrichtungen sich selber. Die BaLi-Kinos und Gleis 1 beispielsweise sind GmbHs. Der Tagungsbereich gehört zu Gleis 1. Die Galerie Caricatura ist ein Verein, der teilweise von Stiftungsgeldern lebt. Das Architekturzentrum ist ebenfalls ein Verein, der sich aus Mitgliedsbeiträgen und Eintrittseinnahmen finanziert. Die Galerie Stellwerk bekommt einen kleinen Beitrag von der Kunsthochschule, mit der sie die Miete bezahlen kann. Einnahmen, an denen alle Einrichtungen beteiligt sind, sind kommerzielle Veranstaltungen wie Messen oder Tagungen, die sich über den gesamten KulturBahnhof erstrecken und alle Räumlichkeiten in Anspruch nehmen. Die Urologen beispielsweise nehmen mittlerweile mindes-



### Eine Vielfalt an Nutzungsmöglichkeiten – der KulturBahnhof lebt.

tens dreimal im Jahr für unterschiedliche Veranstaltungen den gesamten Bahnhof in Beschlag.

Begrüßt werden die BesucherInnen auf dem Vorplatz des KulturBahnhofs von Jonathan Borofskys »Man walking to the sky«, dem Himmelsstürmer, ein »Überbleibsel« der documenta IX von 1992 und Signal des Aufbruchs für den neuen Bahnhof und sein Umfeld.

Die Räumlichkeiten in und um den KulturBahnhof werden ganzjährig und zu den unterschiedlichsten Anlässen genutzt. Einmal im Jahr zum Beispiel laden wir, die KulturBahnhof e.V., zu einem großen Bahnhofsfest ein, bei dem alle Flächen bespielt werden.



### Kunstabetrieb in alten (Bahnhofs-)Hallen.

Wir nehmen auch an der Langen Nacht der Museen teil; der KulturBahnhof ist dabei meistens die »Abschluss-Location«.

Die Eingangshalle, 1995 von der Bahn umfangreich saniert, ist vielfältig nutzbar. Konzerte, Kindertheateraufführungen und Fernsehaufzeichnungen finden hier statt. Auch die documenta hat bereits zweimal, 1997 und 2002, ihr Domizil im KulturBahnhof aufgeschlagen und ihre Pressekonferenzen sowie wunderbare Eröffnungsfeste in der Eingangs-



halle durchgeführt. Für Konzerte eignet sich die ehemalige Fahrkartenhalle sehr gut. Häufig finden dort aber auch Empfänge oder diverse Abendveranstaltungen von Messen, Tagungen und Kongressen statt.

Die Organisation von Veranstaltungen in den beiden Hallen ist meist sehr aufwändig, da parallel der Bahnverkehr läuft. Doch trotz des erhöhten Aufwands kommen mittlerweile viele VeranstalterInnen gerne in den Bahnhof, weil sie die Räumlichkeiten interessanter, vielleicht auch inspirierender finden als das klassische Tagungshotel oder die Stadthalle. Arbeitsgruppenräume sind über den gesamten Bahnhof verteilt, und Eröffnungsveranstaltungen werden meist im großen Saal der BaLi Kinos abgehalten.

staltungen werden meist im großen Saal der BaLi Kinos abgehalten.

### Die Pioniere

Die BaLi Kinos sind aus einem kleinen Programmokino, dem Filmladen Kassel, hervorgegangen. Auf der Suche nach einem zusätzlichen Raum stießen die BetreiberInnen des Filmladens auf das seit längerem geschlossene Bahnhofskino aus den 50er Jahren. Nach der Übernahme wurde es komplett renoviert, technisch perfekt ausgestattet und "Bahnhofslichtspiele", kurz BaLi Kinos, genannt. Die BaLi Kinos mit ihren beiden Sälen (260 und 91 Plätze) bezeichnen sich als Arthouse-Kino der neuen Generation. Cineastische Schwerpunkte sind der engagierte europäische Film und der amerikanische Independent-Film. Seit 1997 werden die BaLi Kinos alljährlich für ihr hervorragendes Programm mit dem Kinopreis des Bundes und des Landes Hessen ausgezeichnet. Einmal im Jahr findet hier auch das Kasseler Dokumentarfilm- und Videofest statt, das von einer Medienkunstausstellung begleitet wird.

Die Galerie Caricatura, Mitinitiatorin des KulturBahnhofs, ist in der ehemaligen Kleiderkammer der BahnbeamtInnen untergebracht. Sie ist eine der wenigen Einrichtungen in Deutschland, die sich mit komischer Kunst beschäftigt. Dabei geht es nicht um Cartoons, sondern um Malerei. Jede Ausstellung wird von einem Rahmenprogramm begleitet. Eine kleine Bühne und Stellwände auf Rollen lassen die Galerie dann zu einem Veranstaltungsraum für bis zu 150 BesucherInnen werden.

Der Offene Kanal war bereits seit 1992 im Bahnhof untergebracht und zwar in den ehemaligen Henckel-Gaststätten aus den 50er Jahren. Die Henckel-Gaststätten waren lange



Ausstellung in der Galerie Stellwerk im ehemaligen Warteraum des Bahnhofs.

die erste Adresse für große Feste wie Hochzeiten und Tanzveranstaltungen gewesen. Im Laufe der Jahre wurde die Gaststätte jedoch heruntergewirtschaftet und stand schließlich lange leer. Daraufhin ist der Offene Kanal dort eingezogen. Er ist ein Bürgersender, der Equipment, Know-how und Sendeplatz für die Produktion und Verbreitung von Fernsehbeiträgen bereitstellt. ProgrammacherInnen sind die BürgerInnen der Stadt und des Landkreises Kassel.

### Ein Ort für Szene- und Hochkultur

Das Kasseler Architekturzentrum, 1998 von der Gruppe Kassel des Bundes Deutscher Architekten (BDA) gegründet, hat sich in den Räumen der ehemaligen Bahnmissionsmission eingerichtet. Hier finden nun regelmäßig Ausstellungen und Diskussionsveranstaltungen zum Thema Architektur und Baukultur statt.

Im einstigen Warteraum des Bahnhofs hat sich die Galerie Stellwerk niedergelassen. In dem kleinen, multifunktionalen Raum stellen Kasseler KunststudentInnen ihre Werke aus. Das Ausstellungsprogramm variiert zwischen Installation, Videokunst, Fotografie, Skulptur und Malerei.

»Gleis 1« ist in der ehemaligen Gepäckabfertigung untergebracht. »Gleis 1« ist nicht nur Café, Bar, Bistro und Restaurant, sondern hier finden auch internationale Konzerte von Jazz bis HipHop statt. Donnerstags, freitags, samstags verwandelt sich Gleis 1 in eine Disco. Donnerstags wird vor allem House gespielt; 1.000 junge Fans sind dann keine Sel-

tenheit im Bahnhof. Im ersten Stockwerk befindet sich das Tagungszentrum. In drei Räumen mit einer Fläche von insgesamt 134 Quadratmeter können circa 100 Personen Seminare, Schulungen oder Tagungen realisieren.

Das zweigeschossige ehemalige Briefverteilzentrum der Post im etwas abseits gelegenen Südflügel wurde 1997 für die documenta X umgebaut und bietet seitdem mit zwei großen Hallen und sechs weiteren Räumen (2000 qm Gesamtfläche) ideale Voraussetzungen für Kunstausstellungen, große Konferenzen, Workshops und festliche Abendveranstaltungen. Direkt am Bahnsteig gelegen, hat auch der Außenbereich ein besonderes Ambiente. Im Sommer ist dort ein Biergarten aufgebaut. Da der Bahnsteig überdacht ist, eignet er sich außerdem hervorragend als Bühne, was vom Staatstheater Kassel bereits genutzt wird beispielsweise für Open Air-Opern-Aufführungen. Das Orchester wird dabei auf alten Güterwaggons herange-  
rollt.

### Ein unsicherer Partner

Wäre der KulturBahnhof nicht entstanden und hätte die Bahn nicht in ihn investiert, dann sähen sowohl das Gebäude wie auch die Bahnhofsgegend heute noch so aus wie vor zehn Jahren. Daran besteht kein Zweifel. Paradoxerweise ist es jedoch so, dass die Bahn heute unser größtes Problem ist, weil sie nicht entscheidungswillig oder -fähig ist. Wir hatten zum Beispiel gemeinsam mit der Wirtschaftsförderung, der IHK und der Stadt Kassel ein Programm für ein »Haus der Kommu-

nikation« entwickelt. Zum damaligen Zeitpunkt hatte es einen sehr großen Leerstand im Bahnhof gegeben. Unsere Idee war, junge Start-up-Unternehmen aus der Kommunikationsbranche im Bahnhof unterzubringen. Für die notwendigen Umbauten hätten umfangreiche EU-Mittel zur Verfügung gestanden. Darüber hinaus gab es Verhandlungen, Teile des Bahnhofs zu verkaufen und in eine neue Gesellschaft zu überführen. Der Verkauf ist aber daran gescheitert, dass sich die Bahn nicht in der Lage sah, einen Preis zu nennen. Ähnlich verhält es sich mit dem Südflügel. Seit Jahren verhandeln wir erfolglos mit der Bahn um den Einbau einer Heizung. Auch in diesem Fall konnte uns – als wir anboten, die Fläche abzukaufen – kein Kaufpreis genannt werden. Grotesk ist, dass wir drei Förderprogramme in Anspruch nehmen könnten, und die Bahn dabei nur 50 Prozent der Kosten tragen müsste – wenn sie als Eigentümerin grünes Licht geben würde.

### Veränderungen stehen an

Eine unmittelbar bevorstehende Veränderung für den ehemaligen Hauptbahnhof hängt mit seiner Situation als Kopfbahnhof zusammen. Im Zuge des Regionalnetzausbaus soll ein Durchgangsgleis unter dem Bahnhofsgebäude gebaut werden. Die Umbaumaßnahmen werden zu erheblichen Beeinträchtigungen des Geschäftslebens im Bahnhof, aber teilweise auch des Kulturbetriebs führen.

Weiterreichende Perspektiven stehen unter

### Bahnhofsvorplatz mit dem Documenta-Kunstwerk von Jonathan Borofsky.







Centralstation Darmstadt: Imposante Hülle aus dem Jahre 1888/89.

europäischen Vorzeichen: Unter dem Motto »Kassel gewinnt« konkurriert Kassel derzeit mit 16 anderen deutschen Städten um den Titel »Kulturhauptstadt 2010«. Der Kultur-Bahnhof ist in diesen Bewerbungsprozess und die Konzeptionierung aktiv eingebunden. So wie der KulturBahnhof als Projekt des bürgerschaftlichen Engagements basisnah und beteiligungsorientiert umgesetzt werden konnte, so erfolgreich verlief bisher auch der Kasseler Bewerbungsprozess für 2010 mit weit über tausend Beteiligten aus Bürgerschaft, Kultur und Politik. Die zentrale Frage ist: Wie können bestehende Kultureinrichtungen erhalten und weiterentwickelt werden, und welche Perspektiven bieten sich für Kultur- und Stadtentwicklung?

### Centralstation Darmstadt – Ort der Kultur

Die Centralstation behielt ihren alten Namen bei, als sie im März 1999 ihre Pforten als Kulturzentrum öffnete. 1888/89 war sie als »Centralstation für elektrische Beleuchtung« in der Darmstädter Innenstadt errichtet worden und wurde 1904/05 um eine zweite Halle erweitert. Knapp 20 Jahre später wurde die Stromerzeugung dort jedoch eingestellt. Stattdessen brachte man ein Schaltwerk in der Centralstation unter, das bis 1976 in Betrieb war. Danach stand das mittlerweile unter Denkmalschutz stehende Gebäude leer. Ende der 80er Jahre wurde schließlich ein

Realisierungswettbewerb ausgeschrieben, der eine rein kommerzielle Nutzung vorschrieb. Erst nach langen Verhandlungen beschloss der Magistrat der Stadt Darmstadt, die so genannte Halle A als Markthalle zu nutzen und die Halle B in einen Kulturbetrieb umzufunktionieren.

### Variabilität und Transparenz

Nun wurde händierend nach einem Betreiber für die Werkhalle B gesucht. Nach 20 Jahren Leerstand erwarteten die BürgerInnen, dass etwas passieren würde. Die Wunschvorstellungen reichten vom Schwimmbad über ein Hofbräuhaus bis hin zu einer Spielstätte für StraßenmusikantInnen. Man entschied sich schließlich für uns, und wir waren auch bereit, uns als Betreiber und Bauherrn für den Innenausbau einsetzen zu lassen, allerdings nur mit ArchitektInnen unserer Wahl. Diese fiel auf Kerstin Schultz und Ian Shaw von »liquid«, mit denen wir bereits gute Erfahrungen bei anderen Projekten gemacht hatten.

1998 begannen wir mit der Konzeption und entwickelten gemeinsam mit Schultz und Shaw ein räumliches Konzept für den Umbau der Centralstation, das sich mit den Schlagworten »variabel« und »transparent« zusammenfassen lässt. Von Anfang an war klar, dass Architektur, Kultur und Gastronomie so vollkommen wie möglich miteinander in Einklang gebracht werden sollten.

Unter Wahrung des Charakters der historischen Maschinenhalle entstanden so auf ins-

gesamt drei Ebenen zwei sehr unterschiedliche Veranstaltungs- und Gastronomieräume sowie eine Lounge. Im Erdgeschoss befindet sich die Halle, die hauptsächlich für unbe-stuhlte Konzerte aus dem Rock- und Popbereich genutzt wird und bis zu 1.200 BesucherInnen fasst. Herzstück ist eine mobile Bar, die dominant, unterteilend oder am Rande aufgestellt, die flexible Nutzung des Raums unterstützt. In einem Zwischengeschoss unter der Hallendecke ist die Lounge untergebracht, von der aus man durch eine Glaswand das Geschehen unten in der Halle verfolgen kann. Der Saal im Obergeschoss ist mit seiner hervorragenden Akustik bestuhlt für Klassik-, Jazz- und Weltmusikkonzerten vorbehalten. 400 BesucherInnen finden dort Platz. Für ihre hervorragenden architektonischen Leistungen wurden Schultz und Shaw mit dem BDA-Förderpreis 2000 »Junge Architekten in Hessen« ausgezeichnet. Außerdem wurde die Centralstation vom BDA mit der Joseph-Maria-Olbrich-Plakette bedacht.

### Zwischen Nischen- und Popkultur

Seit Juli 2001 besteht die Centralstation aus zwei GmbHs. Den kulturellen Auftrag erfüllt die gemeinnützige Centralstation Kulturgesellschaft mbH, die von einem Aufsichtsrat, der sich aus städtischen/gesellschaftlichen VertreterInnen zusammensetzt, kontrolliert wird. Die zweite GmbH ist die »Gaststation«, die für die Abwicklung des Gastronomiebetriebs verantwortlich ist. Die Gesellschafter der Gaststation dürfen sich keine Gewinne aus der Gastronomie entnehmen; die Überschüsse kommen stets der Kultur zugute.

Das offene kulturelle Konzept der Central-

Das Innere umgebaut zu einem der beliebtesten Veranstaltungshäuser der Region.



station ist der Idee eines Bürgerhauses verpflichtet. Im Unterschied zur Organisation eines traditionellen Bürgerhauses untersteht die Centralstation jedoch einer Intendanz, die für das Programm verantwortlich zeichnet und damit sowohl Qualität als auch eine kontinuierliche Linie garantiert. Unsere Position zwischen soziokulturellem Zentrum und etablierter Kulturinstitution ist reibungs- und konfliktfrei, weil wir die scheinbaren Gegensätze miteinander verzahnen und bündeln.

Etwa 20 Veranstaltungen stehen monatlich auf dem Programm. Die Auswahl bestimmen wir, die Geschäftsführer. Die Parameter, nach denen wir uns richten müssen, sind vielfältig: Welche Alters- und Zielgruppen interessieren welche Programme? Machen wir ein populäres Programm oder ein Nischenprogramm? Wie aktuell, wie konservativ sollen wir sein? Das sind die Spannungsfelder, in denen wir uns bewegen. Als Fazit lässt sich sagen: Wir müssen stets eine gute Mischung von allem anbieten, ohne dass die Qualität darunter leidet. Denn sonst würden sich die Subventionen nicht rechtfertigen. So gehören Theater, Kino, Konzerte und Tanzveranstaltungen ebenso zu unserem Angebot wie Themenabende, Ausstellungen, Lesungen und Kinderprogramme. Den Schwerpunkt bildet jedoch eindeutig die Musik – von der Klassik über Jazz und Weltmusik bis hin zu Rock, HipHop und Funk. Darüber hinaus ist die Centralstation zu einem beliebten Ort für Tagungen, Firmenveranstaltungen und diverse Preisverleihungen geworden.

Zum Erfolg trägt außerdem die starke Synergie mit anderen Kulturinstitutionen bei. Zu



Die »Gaststation« lockt jährlich, zusätzlich zum Kulturbetrieb, rund 100.000 Besucher an.

erwähnen seien beispielhaft die Jahresausstellung des Fachbereichs Architektur der TU Darmstadt und der regelmäßig bei uns stattfindende Literarische März. Durch die Verzahnung mit anderen Institutionen schaffen wir es, Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft an einem Ort zu konzentrieren.

Die Besucherzahl im Kulturbereich liegt im Schnitt bei jährlich 120.000. Vielfalt, Qualität und ein heterogenes Publikum sind zum Markenzeichen der Centralstation geworden.

### Zweites Standbein Gastronomie

Das umfangreiche gastronomische Angebot und das flexible architektonische Konzept tragen auf vielfältige Weise zum Erfolg der

Centralstation bei. Zum einen erlaubt die variable räumliche Gestaltung ein genaues und minutiöses Reagieren auf die unterschiedlichen Anforderungen, die der Kulturbetrieb an die gastronomische Versorgung stellt. Findet beispielsweise in der Halle ein Konzert statt, zieht der Gastronomiebereich kurzer Hand ein Stock höher in den Saal. Zum anderen können durch die gemeinsame Planung von Gastronomie- und Kulturbetrieb die beiden Bereiche auch atmosphärisch miteinander verschmelzen.

Der tägliche Mittagstisch sowie die abendlichen Tanz- und Kneipenveranstaltungen haben zu einer regen Frequentierung der Centralstation auch außerhalb des Kulturprogramms geführt: Jährlich lockt die »Gaststation« rund 100.000 zusätzliche Gäste an.

In der »Gaststation« beschäftigen wir zur Zeit 44 MitarbeiterInnen (14 Festangestellte, 30 Aushilfen) und im Kulturbereich 41 MitarbeiterInnen (12 Festangestellte, drei Auszubildende, 24 freie MitarbeiterInnen sowie Aushilfen). Die Centralstation finanziert sich aus den Gastronomieeinnahmen und den Eintrittserlösen der Kulturveranstaltungen, sie wird aber auch von der Stadt und einzelnen Sponsoren gefördert. Die Jahreseinnahmen aus dem Gastronomie- und Kulturbereich liegen relativ konstant bei 4,2 Millionen Euro. Die Gastronomieumsätze machen dabei 45 Prozent aus.

### Investition in Stadtentwicklung und Stadtmarketing

Durch das umfangreiche Kultur- und Gastronomieangebot der Centralstation hat eine spürbare Belebung der Innenstadt stattge-

### DIE »HESSEN-CONNECTION«

Die Transformation technisch vorge nutzter Räume ist für viele alternative Kultur- und Veranstaltungszentren der Anfang. Ihre Entwicklungsgeschichten weisen, trotz unterschiedlicher Rahmenbedingungen und Kontexte, oft große Ähnlichkeiten auf. Sie durchlaufen ähnliche Entwicklungsphasen – von der Zwischennutzung über die Umnutzung von Räumlichkeiten bis zur institutionellen Konsolidierung. Ihre Modelle und Zielsetzungen mögen zwar sehr unterschiedlich sein, doch sind die Räumlichkeiten stets traditionsreiche Orte mit urbaner Kultur und aufgeladener Identität. Orte, die teils in Vergessenheit geraten, teils vernachlässigt oder aufgegeben wurden und nun ein neues öffentliches Bewusstsein und neue Aufmerksamkeit erhalten.

Kassel im Norden, Darmstadt im Süden. Mit den Vertretern zweier sehr erfolgreicher und sehr unterschiedlicher Kultur- und Veranstaltungszentren Hessens stehen zwei herausragende Häuser der Populärkultur im Rampenlicht. »Kulturforum« die einen, »Kulturveranstalter« die anderen.

Wenn kulturelle Infrastruktur zur Belebung von Stadtzentren, zur Revitalisierung öffentlichen Lebens, zur Schaffung von Freizeitkultur und mehr Lebensqualität in der Stadt führt, ist dies ein besonderer Beitrag zur StadtBauKultur und Ausdruck einer vitalen Stadtgesellschaft. Sowohl der KulturBahnhof in Kassel als auch die Centralstation in Darmstadt können sich dies auf ihre Fahnen schreiben.



funden. Das ist ein wichtiger Faktor, denn die City der nur 137.000 EinwohnerInnen zählenden Stadt droht durch die massiven Schließungen von Einzelhandelsgeschäften zu veröden.

Der individuelle Charakter der Centralstation bildet einen lebendigen Gegenpol zu den sich immer weiter ausbreitenden, bundesweit operierenden Einzelhandels- und Gastronomieketten und der damit einhergehenden Verödung, und wir hoffen, dass die Centralstation eine Initialzündung nicht nur für die Ansiedlung weiterer gastronomischer Angebote ist. Auch für das Stadtmarketing spielt unsere Einrichtung eine wichtige Rolle, denn bereits über die Hälfte unseres Publikums kommt nicht aus Darmstadt, sondern aus dem gesamten Rhein-Main-Neckar-Gebiet. Das liegt unter anderem daran, dass die meisten KünstlerInnen exklusiv zu uns kommen, d. h. sie spielen nicht zusätzlich noch in Mainz oder Frankfurt, sondern im Rhein-Main-Gebiet ausschließlich in Darmstadt.

Woher unsere Gäste kommen, verrät uns unser Ticketsystem. Wir haben vor fünf Jahren als einer der ersten Veranstaltungsbetriebe in Deutschland ein Online-Vorverkaufssystem eingerichtet. Seit 2000 kann man die Tickets am eigenen PC ausdrucken. Wir verkaufen mittlerweile 60 Prozent aller Eintrittskarten online.



Lifestyle pur – Lounge im Zwischengeschoss unter der Hallendecke.

Kultur ist sowohl ein weicher wie ein harter Wirtschaftsstandortfaktor. Trotzdem wird

sie immer wieder auf den Prüfstand gestellt. Den Städten muss klar werden, dass Kulturförderung nichts mit Mäzenatentum zu tun hat, sondern dass es eine Investition in die Stadtentwicklung und ins Stadtmarketing ist.

### Frank Thöner

Frank Thöner (\*1960) studierte Visuelle Kommunikation an der Universität Gesamthochschule Kassel und war Mitbegründer des Filmladen Kassel e. V. Von 1982 bis 1994 organisierte er das Kasseler Dokumentarfilm- & Videofest sowie zahlreiche andere Sonderveranstaltungen. 1994/95 war er maßgeblich an der Entwicklung des Konzepts »KulturBahnhof Kassel« beteiligt. Seit 1995 ist er Kulturmanager des KulturBahnhofs und Mitinhaber der BALi Kinos.



### Michael Bode-Böckenhauer & Alexander Marschall

Michael Bode-Böckenhauer (\*1966) und Alexander Marschall (\*1963) studierten Sozialpädagogik bzw. Architektur in Darmstadt. Beide sind seit 1989 mit der Gründung des »CaféKesselhaus« im Kulturmanagement tätig. Es folgten weitere Projekte wie der »Hillstreetclub« (Cocktailbar/privates Kulturförderprojekt, 1991 gegründet, 2002 verkauft), die Central GmbH (Einzelhandel für ital. Spezialitäten, 1993 gegründet) und das »Weststadtcafé«, eine saisonal betriebene Bar in einer ehemaligen Waggonhalle der Bundesbahn (1998 gegründet). 1998 entwickelten und realisierten sie das Konzept für den Kulturbetrieb »Centralstation«.

Seit 1999 sind beide Geschäftsführer (Michael Bode-Böckenhauer, außerdem Gesellschafter) der gemeinnützigen Centralstation Kulturgesellschaft Darmstadt und der Gaststation GmbH (Alexander Marschall, außerdem Gesellschafter), die für den Gastronomiebetrieb der Centralstation verantwortlich ist. Seit 2002 sind sie außerdem Geschäftsführer der bbm unternehmensberatung GmbH für Kulturmanagement.



# PLATZDA!

Ein Aktionsprogramm für den öffentlichen Raum in Düsseldorf |

Peter Müller und Heike Schwalm

Öffentliche Plätze sind ein viel diskutiertes Thema in Düsseldorf und haben einen hohen Stellenwert. Ein dichtes Netz von rund 200 Plätzen durchzieht die Stadt, von denen allerdings etwa 70 auf einer Liste mit Handlungsbedarf stehen. Seit 2002 nimmt das Stadtplanungsamt Düsseldorf diese Plätze unter dem Titel PLATZDA! in Angriff mit dem Ziel, die Aufenthaltsqualität der Plätze zu verbessern, den Lebensraum »Stadt« neu zu denken und ihn zurück zu erobern. Die Freiräume dieser Stadt sollen bei Tag und in der Nacht zum Erlebnis werden. Es wird diskutiert, geplant, gebaut und mit dem »Sommerauftritt« Platzkultur gelebt. Großen Wert legt das Stadtplanungsamt auf eine aktive Bürgerbeteiligung und einen lebhaften Dialog zwischen allen Beteiligten. Knapp zwei Jahre nach Beginn der Initiative sind bereits erste Verbesserungen sichtbar. Neben übergreifenden Konzepten für die öffentlichen Räume und einzelnen Bauprojekten wird eines besonders deutlich: die AnwohnerInnen sehen ihre Stadt plötzlich mit anderen Augen. Am 5. Mai 2004 waren die »ErfinderInnen« von PLATZDA! zu Gast in Mannheim: Peter Müller und Heike Schwalm vom Stadtplanungsamt Düsseldorf.

Was wäre eine Stadt ohne ihre Plätze? Das war die Frage, die und der wir uns stellten, als wir unsere Initiative PLATZDA! 2002 starteten. Um mit dem Bau und Umbau von Plätzen eine möglichst breite Zufriedenheit der NutzerInnen zu erzielen, beziehen wir diese frühzeitig in die interdisziplinären Planungsprozesse mit ein. Wir reagieren auf Initiativen und regen zur Bespielung der Plätze an, was uns als Erprobung für die künftige Nutzung dient. Künstlerisch temporäre Interventionen wirken als Impulse und verhelfen zu Erkenntnissen, die für die weiteren Planungsprozesse nützlich sind. Außerdem wird das Bewusstsein für den öffentlichen Raum enorm geschärft. Wichtig ist uns ferner die Bündelung von AkteurInnen und Projekten, das Begreifen der Düsseldorfer Plätze als »Netzwerk« sowie die

Suche und Vermittlung von KooperationspartnerInnen (z. B. BDA, IHK und Forum Stadtmarketing). Unumgänglich ist die Erschließung und Etablierung alternativer Finanzierungsmodelle (z. B. Public Private Partnership). Das Stadtplanungsamt übernimmt bei allen Vorhaben die Rolle des Moderators und Koordinators. Das bisherige Engagement und die Zustimmung der BürgerInnen zeigen, dass wir auf dem richtigen Weg sind.

## Lichtmasterplan und Stadtmöblierungskonzept

Die Planung und der (Um)Bau von Plätzen werden von übergeordneten Handlungskonzepten begleitet. Dazu gehören ein Stadtmöblierungskonzept und ein Lichtmasterplan.

Das Stadtmöblierungskonzept hat zum Ziel, eine einheitliche Formsprache für die Gestaltung der Plätze sicherzustellen. Die Gestaltleitlinien sind maßgeblich für die Auswahl von Pollern, Papierkörben, Leuchten, Bänken und sonstigen notwendigen Ausstattungselementen im öffentlichen Raum. Entschieden wird nach Formsprache, Material und Oberfläche. Im Vordergrund steht ein puristisches, schlichtes Design. Entscheidend sind aber auch die finanziellen Mittel, die Wartung, Reinigung und Haltbarkeit der Objekte. Hochwertige Stadtmöbel stehen begrenzten finanziellen Mitteln der Stadt gegenüber. Aus diesem Grund werden neue Stadtmöbel oft mit Werbeträgern gekoppelt. Ein gelungenes Beispiel sind die City-Toiletten. Es stellt sich jedoch grundsätzlich die Frage: Wie viel Werbung verträgt der öffentliche Raum? Es gilt daher, geeignete und unschädliche Orte zu finden.

Das Thema Licht hat in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen, da man heute weiß, dass die Gestaltung des Stadtbildes auch nach Anbruch der Dunkelheit weitergehen sollte. Dabei reichen die Facetten vom »Muss-Licht« der Straßenleuchte über das kommerzielle Licht bis hin zum gestalterisch wirksamen »Kann-Licht« der Gebäude- und Objektanstrahlung. Licht dient der Sicherheit, mit Licht lassen sich das städ-



Dancing in the Dark – Tangonächte auf Düsseldorfs Plätzen.



tische Image fördern, Orientierungspunkte hervorheben und Stadtgeschichte vermitteln. Licht kann helfen, innerstädtische Bereiche zu beleben und die Empfindungen an einem Ort zu verstärken oder zu verwandeln. Kurz: Eine Stadt wird in ihrer Identität durch Licht entscheidend geprägt. Deshalb hat der Rat der Stadt Düsseldorf einen Lichtmasterplan in Auftrag gegeben. Die Bearbeitung erfolgte durch die Arbeitsgemeinschaft Lichtmasterplan licht/raum/stadt, Wuppertal und Fritsch, Stahl, Baum, Düsseldorf. Der Masterplan identifiziert Orte für Lichtinszenierungen, legt Leitlinien für das Erscheinungsbild der Stadt bei Nacht fest und bindet bestehende wie geplante Lichtprojekte in ein Gesamtkonzept ein.

## Die Lesbarkeit der Stadt

Diese Landmarken sind beispielsweise das gläserne Hochhaus »Stadttor«, der 234 Meter hohe Rheinturm (Fernsehturm), das Kraftwerk und die Rheinbrücken, die Bezüge in der nächtlichen Stadtlandschaft herstellen und die Stadt »lesbar« machen. Es ist ferner geplant, den Graf-Adolf-Platz mit langen Lichtbänken zu versehen, die sich vom üblichen gelben Straßenlicht im Verlauf der Graf-Adolf-Straße abheben und dem Platz eine ei-



Graf-Adolf-Platz (Illuminationsmodell).

gene Lichtstimmung verleihen. Die Umgestaltung des Kay-und-Lore-Lorentz-Platz ist bereits abgeschlossen. Dieser Platz verdankt sein neues Gesicht nahezu ausschließlich einem geschickten Beleuchtungskonzept. Die BürgerInnen hatten den Platz nie als Platz wahrgenommen, sondern als Durchgang zur Altstadt und die Beleuchtung als unzureichend empfunden. Vier Statuen prägen den Platz. Zwei von ihnen werden von Bodenscheinwerfern angestrahlt; eingerahmt von sechs Lichtstelen sind sie nunmehr zum Mittelpunkt des Platzes geworden. Die Scheinwerfer der Stelen sind gleichzeitig auf



Lichtbänke auf dem Graf-Adolf-Platz (Bildmontage).

Beuys' »Ofenrohr«, eine künstlerische Intervention aus dem Jahr 1971, gerichtet. Die Pilaster der gegenüber liegenden Andreaskirche werden ebenfalls mit Bodenscheinwerfern betont, was die Querverbindung der beiden Fassaden plastisch hervorhebt und den Platzcharakter betont.

## BürgerInnen planen mit

Da es ein wesentlicher Bestandteil des Konzeptes von PLATZDA! ist, die BürgerInnen von Anfang an in den Planungsprozess einzubeziehen, starteten wir unsere Aktion im Juni/Juli 2002 mit einer Ideenbörse für zehn Plätze. An zwei Anlaufstellen konnten BürgerInnen ihre Meinung zu den jeweiligen Plätzen äußern. Es wurden schriftliche Erklärungen, Skizzen und Entwürfe abgegeben. Viele Anregungen gingen auch per E-Mail oder über »City Cards« ein, die wir in zahlreichen Lokalen der Stadt ausgelegt hatten. Generell wurde der Wunsch geäußert, die Plätze aus ihrer »Insellage« zu befreien und sie wieder zu lebenswerten Räumen zu machen. Stadtplätze sollten wieder zu Treffpunkten werden, wo Erholung ohne Lärm- und Geruchsbelästigung möglich ist und Kinder ein sicheres Umfeld zum Spielen finden. Es wurden Verkehrseinschränkungen und die Begrünung der Plätze gefordert ebenso wie mehr Sitzgelegenheiten, zusätzliche Angebote wie Trinkwasserbrunnen und öffentliche Toiletten sowie eine verbesserte Instandhaltung und Pflege der Plätze.

Im November 2002 veranstaltete das Stadtplanungsamt gemeinsam mit dem Forum Stadtmarketing und der IHK eine Anliegerkonferenz zur Umgestaltung der Graf-Adolf-Straße, der wichtigsten Ost-West-Verbindung der Düsseldorfer Innenstadt. Ihren einstigen Boulevard-Charakter hat die Straße

durch die starke Verkehrsbelastung gänzlich verloren, vor allem im Umkreis des Hauptbahnhofs ist ein deutlicher Trading-Down-Effekt zu beobachten. In der Anliegerkonferenz wurden die Wünsche, Ideen und Anregungen der AnwohnerInnen und Gewerbetreibenden der Graf-Adolf-Straße gesammelt.

Im April 2003 führte das Stadtplanungsamt zusammen mit dem BDA einen Ideenworkshop zum Thema »Vom Worringer Platz bis zum Rhein! Eine neue Promenade?« durch. Acht interdisziplinäre Teams mit 80 TeilnehmerInnen aus den Bereichen Architektur, Kunst, Lichtdesign und Landschaftsarchitektur stellten sich die Frage, ob sich eine der Hauptverkehrsachsen der Stadt als dynamische Promenade mit gestalterischer Qualität präsentieren kann, und entwickelten vier Tage lang Visionen und Ideen zur Revitalisierung des Stadtraums. Die Auswertung der Ideenbörse und die Erkenntnisse der Anliegerkonferenz bildeten unter anderem die Grundlage für die Ausformulierung der Aufgabenstellung des Workshops. Ziel aller Teams war es – bei aller Unterschiedlichkeit der Projektvorschläge – die verschiedenen Atmosphären und Identitäten der Stadträume zu stärken. Die Ergebnisse der Ideenbörse, der Anliegerkonferenz sowie des Ideenworkshops wurden und werden in die laufenden Planungsprozesse eingespeist.

Die Bürgermitbestimmung geht weiter: Workshop-Verfahren werden auch in anderen Stadtteilen durchgeführt, im Neubaugebiet Einbrungen zum Beispiel zur Verbesserung des Quartiersplatzes. In Unterrath haben wir gute Erfahrungen mit einem Arbeitskreisverfahren gemacht, in dem AnliegerInnen, PolitikerInnen und Fachleute die Platzplanung gemeinsam in die Hand nahmen. Ein Stadtteilbüro des Stadtplanungsamts an der Kölner Straße ist die Anlaufstelle für den Umbau



dieser wichtigsten Einkaufsmeile im Stadtteil Oberbilk.

### Das Herz der Stadt im Umbruch

Die Bespielung und Umgestaltung des Worringer Platzes ist eines der besten Beispiele für unsere Aktion PLATZDA! Der Worringer Platz, eine Art zu groß geratene Verkehrsinsel, liegt im Herzen der Stadt und gilt als einer der »tristesten Plätze Europas«. Im April 2000 hatte der Düsseldorfer Rat bereits die Wiederaufnahme der Planungen zur Umgestaltung des Platzes beschlossen. Im Juli 2002 legten wir bewusst die Auftaktveranstaltung von PLATZDA! und die Ideenbörse dorthin, um ein entsprechendes Zeichen zu setzen.

Bereits während der Ideenbörse organisierten vor Ort lebende KünstlerInnen mit Unterstützung des Stadtplanungsamtes 14 Tage lang einen »alternativen Alltag auf dem Worringer Platz« und ermittelten Nutzererwartungen an den Platz. Durch ihre Arbeiten machten sie die Identität des Ortes erfahrbar, reagierten auf negative Eigenschaften des Platzes und ließen ihn zu einem Ort der Kommunikation werden. Das Projekt spiegelte außerdem das multikulturelle Ambiente des Platzes: Für die Auftaktveranstaltung hatte die Künstlergruppe das Catering übernommen und ließ AnwohnerInnen verschiedener Nationalitäten landestypische Köstlichkeiten servieren. Die ausländischen Geschäfte am Platz wurden separat in einer ausliegenden Broschüre vorgestellt.

Seitdem wird der Platz mit zahlreichen Aktionen belebt. Angefangen hat es mit dem Projekt »Librarium – Gibt es ein wichtiges Buch in Ihrem Leben?« Ein auf dem Platz aufgestelltes Gewächshaus wurde zur begehbaren Büchervitrine. BürgerInnen waren aufgerufen, ihren Lieblingsbuchtitel anzugeben und ihre Wahl zu begründen. Der Titel wurde dann mit den persönlichen Gedanken im Glashauss ausgestellt. Besonders eindrucksvoll

war es bei Einbruch der Dunkelheit, wenn das Gewächshaus erleuchtet wurde und sich in ein festliches Haus verwandelte. Mit Unterstützung des am Platz ansässigen Künstlervereins »WP8« wurde das Projekt unter dem Titel »Winterwochen« von zahlreichen Kunstaktionen begleitet, die zeigten, dass Leben auf diesem »tristen Platz« möglich war.

Das Gewächshaus wurde zum Selbstläufer. Jeden Freitag fand dort die »frühbeet Konferenz« statt, in der weitere Aktionen geplant wurden, wie zum Beispiel Platzkonzerte,



durch den »Fonds Soziokultur e. V.« Die KünstlerInnen Anne Mommertz und Klemens Golf boten mit »Entwicklungshilfe für den Worringer Platz« ein ganzes Bündel von künstlerischen Aktionen an. Die Konzepte für die Zwischennutzung der »Botschaft«, des ehemaligen Capitol-Theaters, und der leer stehenden Geschäftsräume am Worringer Platz und der Erkrather Straße griffen äußerst kreativ die Themen »Leerstand« und »Migration« auf. Vom Städte-Netzwerk NRW erhielt das Projekt eine Anerkennung im Rahmen des



### »Hehlermarkt« und »Platznehmen« – Kunst-Aktionen auf dem Worringer Platz.

Monopoly- und Schach-Turniere, Wall-Paintings. Im Mai 2003 organisierte die Künstlergruppe A&O gemeinsam mit den Stadtbüchereien und der Bahnhofsbuchhandlung Grauert die Aktion »Platznehmen«: Zwölf Düsseldorfer AutorInnen verfassten Texte am Worringer Platz über den Worringer Platz. Die Texte wurden in einer Autorenlesung vorgestellt und sind, mit Unterstützung des Stadtplanungsamtes, als »Worringer Platz Geschichten« erschienen. Unter dem Titel »Hehlermarkt Worringer Platz« verwandelten KünstlerInnen den Parkplatz in einen außergewöhnlichen Kunstmarkt. Bevorzugte Kleidung: schwarzer Trenchcoat und Sonnenbrille. Ausstellungsfläche: Kofferraum und Handschuhfach. Das Projekt »Playstation Worringer Platz«, in dem die virtuelle Welt zurück übersetzt wird in die reale Welt des Worringer Platzes erhielt eine Förderung

Robert-Jungk-Preis 2003. Alles in allem kann man sagen, dass die verschiedenen Kunstaktionen den Kontakt und die Kommunikation von AnwohnerInnen, PassantInnen und KünstlerInnen untereinander gefördert und eine stärkere Identifikation der AnwohnerInnen mit ihrem Platz bewirkt haben.

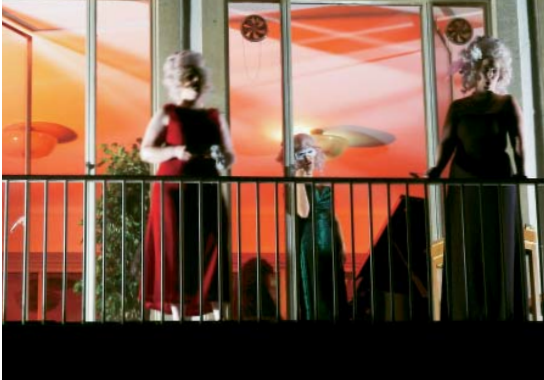
### Grüne Insel tags und nachts

Der Worringer Platz war im Ideenworkshop zum Ausgangspunkt der Promenaden-Vision für die Achse »Worringer Platz – Rhein« erklärt worden und wird bis Ende 2004 grundlegend umgestaltet. Eine Marktnutzung soll möglich gemacht und die Nutzung des Platzes durch Initiativen sowie die künstlerische Bespielung erleichtert werden. Die Ergebnisse des Workshops wie auch die zahlreichen Gespräche mit den AnwohnerInnen dienen als

Der Worringer Platz – vor und nach seiner Umgestaltung (Entwurfsskizze).







## Inbesitznahme öffentlichen Raums – Aktionen im Rahmen des »Sommerauftritts«.

Grundlage für die Umbauplanungen – wenn gleich die gewünschte Neuordnung des Verkehrs aus Kostengründen derzeit nicht möglich ist. Das interdisziplinäre Team, bestehend aus der Architektin Christiane Voigt, dem Landschaftsarchitekten Alexander Nix und dem Lichtkünstler Jürgen LIT Fischer, hat ihr Konzept für den Worringer Platz »Grüne Insel tags und nachts« genannt. Der dreieckige Platz wird mit Bäumen und drei türkis-grün schimmernden »Stadtsofas« aus schlagsicheren Glasbausteinen eingefasst. Er erhält außerdem ein grünes Pflaster mit einem Raster aus LED-Leuchtmodulen. Ein »grüner Strahl« – eine 36 Meter hohe Stele mit einer 19 Meter langen grün beleuchteten Spitze – markiert die Mitte des Platzes und seine Position im Stadtgefüge.

Grün, aber wirklich grün ist auch der Ahnfeldplatz geworden, ein kleiner Platz im Stadtteil Düsseldorf. Die AnwohnerInnen hatten ihn immer schon als missraten kritisiert. Er war mit Müllcontainern überfrachtet und an den Rändern verwahrlost. Dem Engagement der Bezirksvertretung ist es zu verdanken, dass dieser Platz seit Sommer 2003 eine andere Gestalt hat. Denn diese hatte über

Jahre hinweg Geld für die Umgestaltung angespart und konnte nun die Düsseldorfer Pflanzenkünstlerin Tita Giese beauftragen, den Platz in eine »Dschungelinsel« zu verwandeln. Eine Palme, Bambus, Clematis und andere Pflanzen haben ihn zu einer Oase und zum Magneten im Stadtquartier gemacht; die unterschiedlichsten Leute sitzen hier seitdem und genießen das Grün.

## Sommerauftritte – ZuschauerInnen als AkteurInnen

Neben dem Bau und Umbau von Plätzen fokussiert PLATZDA! das Erleben(lassen) des öffentlichen Raums. Während der »Sommerauftritte« von PLATZDA!, die seit 2003 jährlich durchgeführt werden (und 2003 von der nordrhein-westfälischen Landesinitiative »Ab in die Mitte!« gefördert wurden), wird an vielen verschiedenen Orten der Stadt ein Monat lang Platzkultur von den BürgerInnen gemacht, erlebt und gelebt. Bühne ist die Stadt und ihre Architektur. Jim Jarmuschs Film »Night on Earth« war zum Beispiel auf der Schauspielhausfassade zu sehen, es gab Platzkonzerte und -lesungen, auf dem Ho-

rionsplatz wurde Tango getanzt, in Oberbilk Boule gespielt, auf dem Burgplatz wühlte ein Trommelfeuerwerk die Menschen auf, und prominente DüsseldorferInnen führten durch »ihr« Düsseldorf, was oftmals Spaziergänge in vergessene Stadträume waren.

Die Unterstützung von Eigeninitiativen steht bei den »Sommerauftritten« im Vordergrund; die ZuschauerInnen werden zu AkteurInnen. So gab es bereits eine Oper zum Mitmachen, ein »Mitmachfrühstück« im Hofgarten, und »StadtschreiberInnen« schrieben Platzgeschichten. Im Vorfeld des Sommerauftritts 2004 haben wir Workshops und Aktionen durchgeführt, wie zum Beispiel einen Kurzfilmwettbewerb und eine Schreibwerkstatt für Jugendliche. Die Resonanz war enorm: Tausende von BürgerInnen haben am »Sommerauftritt« teilgenommen und waren begeistert, weil sie ihre Stadt plötzlich mit anderen Augen sahen. »Ich lebe seit 40 Jahren in der Stadt und habe die Plätze noch nie so gesehen und erlebt«, sagte ein Düsseldorfer nach unserem ersten »Sommerauftritt« und fügte hinzu: »Plätze sind lebendig, wenn sie gute Erinnerungen wecken.« Nichts anderes ist unser Ziel.

### Peter Müller

Der Dipl.-Ing. Architekt Peter Müller (\*1960) studierte an der Fachhochschule Düsseldorf Architektur, Schwerpunkt Städtebau. 1986 bis 2000 war er beim Hochbauamt Düsseldorf für die Stadtbildgestaltung zuständig und führte Gestaltungsplanungen für diverse Düsseldorfer Straßen und Plätze durch. 2000 wechselte er ins Stadtplanungsamt, wo er die Stabsstelle »Gestaltung des öffentlichen Raums« und die Projektleitung von Gestaltungsplanungen (z. B. Worringer Platz, Graf-Adolf-Platz) innehat. 2002 »erfand« er zusammen mit Heike Schwalm und Dr. Gregor Bonin PLATZDA!, eine Aktion zur Gestaltung des öffentlichen Raums in Düsseldorf.



### Heike Schwalm

Die Dipl.-Ing. Architektin Heike Schwalm (\*1970) studierte von 1989 bis 1996 Architektur an der Fachhochschule Münster. 1996 bis 2001 arbeitete sie in verschiedenen Kölner Architekturbüros. Seit September 2001 ist sie im Stadtplanungsamt Düsseldorf zuständig für die Gestaltung des öffentlichen Raums und betreut im Rahmen der PLATZDA!-Aktion insbesondere die erfolgreichen »Sommerauftritte«.



# Kompetenzzentrum Pop

## Mannheim auf dem Weg zur Popmetropole | Eine Podiumsdiskussion

Mannheim ist seit Jahrhunderten eng verbunden mit der Musik («Mannheimer Schule») und «Geburtsort» zahlreicher überregional bekannter MusikerInnen. Diese Stärke hat die Stadt nun zum Gegenstand von räumlicher und inhaltlicher Stadtentwicklung gemacht. Die kommunale Popförderung wurde ergänzt durch die Popakademie und das Existenzgründerzentrum Musikpark, die 2003 und 2004 ihre Pforten öffneten. Beide liegen wenige Meter von einander entfernt im Stadtteil Jungbusch zwischen Hafenstraße und Verbindungskanal. Finanziert werden sie sowohl vom Land und der Stadt als auch mit EU-Fördermitteln, da der Jungbusch aufgrund seiner wirtschaftlichen und sozialen Besonderheiten die Kriterien für das EU-Förderprogramm Ziel 2 erfüllt. Das mehrjährig angelegte Programm hat ein Fördervolumen von etwa 30 Millionen Euro. Im Jungbusch, an der Schnittstelle zwischen Hafen und Innenstadt, ergeben sich damit nicht nur neue Potenziale für Stadt- und Stadtteilentwicklung, sondern auch für das Stadtmarketing. Denn Musik ist ein »harter Wirtschaftsfaktor«, hat einen hohen Imagewert und ein hohes Integrationspotenzial. Popakademie, Popförderung, Musikpark und eine lebendige »Szene« sind optimale Voraussetzungen, Mannheim zur »Popmetropole« werden zu lassen und der ewig verkannten Stadt an Rhein und Neckar eine Imageaufwertung zu verpassen.

Dieser ehrgeizige Anspruch von Stadtverwaltung und Stadtmarketing wurde am 13. Mai 2004 diskutiert von Dr. Peter Kurz (Kulturbürgermeister), Dirk Metzger (Popakademie), Christian Sommer (Musikpark), Markus Sprengler (Popförderung), Dr. Viola Bronsema (Stadtmarketing), Richard Kämmerlings (FAZ-Feuilletonredakteur), Uli Krug (Musiker) und Sebastian Dresel (Musikjournalist). Moderator war Matthias Holtmann, Musikredakteur des SWR. Die Podiumsdiskussion wird in Auszügen abgedruckt.

**Matthias Holtmann:** Frau Dr. Bronsema, wie läuft die Vermarktung von Mannheim? Man liest immer wieder, dass die Imagewerte steigerungsbedürftig seien. Haben Sie das auch schon festgestellt?

**Viola Bronsema:** Ja, aber wir freuen uns auch, dass die Imagewerte stetig steigen und Mannheim es geschafft hat, bei der *Wirtschaftswoche*-Umfrage 2004 über die Lebensqualität am Wohnort auf Platz 10 (von 50) zu liegen.

**Matthias Holtmann:** Dr. Peter Kurz, ist Kultur so etwas wie der Stadtentwicklungsmotor?

**Peter Kurz:** Musik kann der Stadtentwicklungsmotor sein und einen Beitrag zur Identitätsfindung leisten. Das Thema Popmusik hat sich in den letzten Monaten durch den Musikpark und die Popakademie enorm durchgesetzt, auch in Milieus, die vor einem Jahr das Thema noch nicht für sich entdeckt hatten.

**Sebastian Dresel:** Man sollte beim Thema

Popmusik nicht nur die Seite der MusikerInnen und ProduzentInnen betrachten, sondern auch die der KonsumentInnen. Denn was das Nachtleben anbelangt, ist Mannheim weit davon entfernt, eine Popmetropole zu sein. Da hat die Stadt sicherlich noch Defizite. Popförderung sollte sich deshalb auch mit dem leidigen, aber wichtigen Thema der Sperrzeiten befassen.

**Peter Kurz:** Es müssen sicherlich noch mehr Brückenschläge getätigt werden als bisher,

### Matthias Holtmann

Matthias Holtmann (\*1950) studierte an der Staatlichen Hochschule für Musik in Köln, arbeitete als Studiomusiker und Arrangeur für verschiedene Bands und Plattenfirmen und wurde als Schlagzeuger Mitglied der Rockformation Triumvirat. 1979 wurde er Musikredakteur beim SDR Stuttgart, später auch Moderator für

Radio und Fernsehen. Seit 1998 ist er Musikchef von SWR3 und seit 2003 Moderator der TV-Sendung SWR3 Ring frei!



### Dr. Peter Kurz

Peter Kurz (\*1962) studierte Rechtswissenschaften in Mannheim und Heidelberg. Nach dem Studium war er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Mannheim und in einer Anwaltskanzlei tätig. 1994 bis 1999 war er Richter am Verwaltungsgericht Karlsruhe. Politisch aktiv ist er für die SPD seit 1984 als Bezirksbeirat, Stadtrat (1989-99), Fraktionsvorsitzender (1994-99), stell-

vertretender Kreisvorsitzender und Mitglied des Landesvorstands. Seit 1999 ist er Bürgermeister für Bildung, Kultur, Sport und Stadtmarketing in Mannheim.







## Ein neues Gesicht an der Hafenstraße – die Popakademie Baden-Württemberg mit ihren metallenen Schuppen.

was das Nachtleben angeht. Es ist klar, dass wir nicht den Anspruch einer Popmetropole haben können und gleichzeitig Künstler wie Robbie Williams um 23 Uhr den Saft abdrehen. Aber auch diesbezüglich ist innerhalb der Stadt bereits das Bewusstsein gestiegen.

**Richard Kämmerlings:** Ich möchte davor warnen, begrüßenswerte Entwicklungen und Institutionen wie Popakademie und Musikpark mit einem »Metropolengeist« oder der Atmosphäre einer Stadt zu eng zu verbinden.

**Matthias Holtmann:** Wie weit ist Mannheim fortgeschritten auf dem Weg zum Kompetenzzentrum Pop?

**Markus Sprengler:** Ich bediene mich gerne des Begriffs »work in progress«. Wir haben uns Mannheim als »Kompetenzzentrum Pop« zum Ziel gesetzt. Dieses Ziel können wir nicht über Nacht erreichen. Das ist ein jahrelanger Prozess, und wir befinden uns am Anfang der Entwicklung.

**Matthias Holtmann:** Uli Krug, fühlen Sie sich

als Musiker gefördert? Oder haben Sie sich »durchbeißen« müssen?

**Uli Krug:** Ich habe die Musik »auf der Straße« gelernt und fand das als Korrektiv immer gut. Denn wenn Leute stehen bleiben und zuhören, dann hat man auch eine gewisse Reife als Musiker erreicht. Musik hat für mich etwas mit Gegenkultur, Chaos, kleinen Einheiten und Sprengkraft zu tun.

**Matthias Holtmann:** Haben Sie sich nie überlegt, wenn Sie die heutigen didaktischen, methodischen und audiovisuellen Möglichkeiten einer professionellen Anleitung gehabt hätten, ob Sie dann nicht künstlerisch ganz woanders sein könnten?

**Uli Krug:** Nein. Ich habe mit allem, was ich gemacht habe, immer viel gelernt. Ich habe in Südamerika mit Straßenmusikern gespielt und dabei enorm viel lernen können. In der Musik geht das ohne vorgegebene Strukturen. Und genau das ist das Schöne – Musik funktioniert im Prinzip überall und unmittelbar.

**Dirk Metzger:** Die Welt hat sich verändert, und deshalb braucht man auch andere Konzepte. Die Popakademie lässt vieles zu, was früher gar nicht möglich war, fördert kreative Ansätze und gibt den MusikerInnen und Businessleuten den Raum, ihre Ideen in die Tat umzusetzen.

**Uli Krug:** Für mich gingen Pop und Schule noch nie zusammen, sondern Popmusik war immer da spannend, wo sie defizitär war und als Korrektiv fungierte.

**Richard Kämmerlings:** Man sollte die Krise der Popmusikindustrie und institutionelle Neugründungen wie die der Popakademie im Zusammenhang sehen. Denn es sind die zwei Seiten derselben Medaille; der Studiengang heißt ja nicht zufällig Popmusik-Design. Es werden hier Dinge gelehrt und vermittelt, die eigentlich die klassischen Aufgaben von Plattenfirmen sind. Als MusikerIn sollte man sich mit Marketing und juristischen Fragen gar nicht beschäftigen müssen. Die Plattenfirmen aber stecken in der Krise, können diese Aufgaben nicht mehr leisten. Zwangsläufig müs-

### Dr. Viola Bronsema

Viola Bronsema studierte Biologie in Mainz und Heidelberg. Sie war vier Jahre lang wissenschaftliche Mitarbeiterin im Zentrum für Molekulare Biologie Heidelberg, bevor sie sich zur PR-Beraterin ausbilden ließ. 1995 bis 1998 war sie PR- und Seniorberaterin bei der Cramer-Gesundheits-Consulting in Frankfurt. Es folgten zwei Jahre Tätigkeit in der Presse- und Öffentlichkeitsabteilung des Deutschen Krebsforschungszentrums. 2000 bis 2002 war sie Leiterin Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Lilly Pharma Holding GmbH in Bad Homburg. Seit 2002 ist sie Leiterin Kommunikation der Roche Diagnostics GmbH Mannheim und seit 2003 zudem Geschäftsführerin der Stadtmarketing Mannheim GmbH.



### Sebastian Dresel

Sebastian Dresel (\*1975) ist im Rhein-Neckar-Dreieck bekannt als DJ See-Base. Einen Namen machte er sich u. a. mit seiner erfolgreichen Partyserie Boogiebar im Mannheimer »Lagerhaus«. 1994 gründete er sein eigenes Label Urban Flow. Seit 1993 schreibt er als freier Musikjournalist für die Musikmagazine Groove und Spex sowie das Mannheimer Stadtmagazin Meier. Er ist außerdem Mitglied des Zukunftsbeirats des Stadtmarketings Mannheim.



## MUSIKPARK MANNHEIM

Der Musikpark Mannheim ist ein Existenzgründerzentrum für die Musikwirtschaft, in dem sich MusikerInnen und ProduzentInnen, aber auch Booker-Agenturen, DJs oder Modell-Agenturen ansiedeln können. Er verfügt derzeit über ein Aufnahmestudio, acht Proberäume, drei Projektstudios, 28 Büroeinheiten unterschiedlicher Größe, einen Tanz- und Performanceraum, ein Live-Bistro mit Außenterrasse sowie diverse Seminar- und Projekträume. Bisher haben sich Labels, Medienleute, Musikverlage, Event-, Booking- und Coaching-Agenturen, Musikproduzenten und -schulen, Fotografinnen, Creative-Services und RechtsanwältInnen dort eingemietet. Das Gebäude war im Mai 2004, kurz nach Inbetriebnahme, bereits zu 90 Prozent ausgelastet. Fast alles, was die Musikwirtschaft braucht, hat sich im Musikpark angesiedelt und miteinander vernetzt. Es werden gemeinsame Projekte geplant, aber auch Netzwerke nach außen zur Industrie und zu Verlagen aufgebaut.

Die MieterInnen finden nicht nur Räumlichkeiten vor, sondern auch Beratung und Kontaktforen. Das Angebot der Musikpark GmbH konzentriert sich auf die betriebswirtschaftliche Beratung für ExistenzgründerInnen. KooperationspartnerInnen sind die IHK, Gründerverbünde und die Wirtschaftsförderung. Außerdem bietet das Existenzgründerzentrum eine gemeinsame Infrastruktur für alle in Form von Besprechungsräumen, Kopierern, Intranet und Workshop-Plattformen.

[www.musikpark-mannheim.de](http://www.musikpark-mannheim.de)

**Standort:** Hafenstraße 49, 68159 Mannheim-Jungbusch, **Architekten:** motorplan, Mannheim, **Geschäftsführer:** Christian Sommer, **Anzahl der Firmen:** ca. 30 (Stand: Ende 2004), **Baukosten:** 6,92 Mio. €, **Flächen/Rauminhalte:** 6.700 qm BGF, 22.100 cbm BRI. **Planung/Realisierung:** Planung ab August 2002, Baubeginn April 2003, Fertigstellung April 2004, Eröffnung Oktober 2004

sen sich junge MusikerInnen damit nun selber beschäftigen, wenn sie erfolgreich sein wollen.

**Dirk Metzger:** Unser Studiengang soll präventiv wirken, indem er die Studierenden auf das Geschäftsleben vorbereitet. Wir wollen schließlich, dass das Geld bei den Leuten bleibt, die es verdient haben und die dafür sorgen, dass Popmusik existiert.

**Sebastian Dresel:** Es ist nichts dagegen einzuwenden, dass jungen MusikerInnen beigebracht wird, wie sie nicht über den Tisch gezogen werden. Man sollte jedoch nicht so tun,

als gäbe es in Deutschland zu wenig – auch wirtschaftlich – gut ausgebildete MusikerInnen. Es stellt sich viel mehr die Frage: Warum haben sie keine Chance? Was passiert, wenn interessante, gute und begabte MusikerInnen keinen Club finden, in dem sie spielen können? Wenn man ihnen keine Auftrittsmöglichkeiten bietet, dann hilft die beste Ausbildung nichts. Und Live-Bühnen gibt es gerade in Mannheim leider noch zu wenige.

**Matthias Holtmann:** Die Musikbranche befindet sich in einer schwierigen Situation – bedingt durch Internet-Downloads, dem illegalen Brennen von CDs und Missmanage-

ment. Christian Sommer, warum betreiben Sie den Musikpark zu einer Zeit, in der die Musikbranche komplett »auf dem Gesicht liegt«?

**Christian Sommer:** Der Musikpark kommt genau zur richtigen Zeit, denn hier wird auf viele Schultern das umgelegt, was bislang auf den Schultern von wenigen großen Firmen lag. Mit unserem neuen Prinzip, im Verbund mit allen MieterInnen im Musikpark können wir sehr viel flexibler und schneller Projekte angehen und umsetzen als andere. Die Einheiten werden kleiner, flexibler und unabhängiger werden; wir haben mit dem Musikpark eine Plattform geschaffen, auf der sich diese Einheiten ansiedeln können und einen guten Nährboden finden. Deswegen denke ich, dass der Musikpark ein Zukunftsmodell für die Musikbranche sein kann und Mannheim dabei eine Vorreiterposition eingenommen hat.

**Matthias Holtmann:** Haben die MieterInnen des Musikparks besonders viel Mut?

**Christian Sommer:** Es sind Menschen, die sich schon sehr lange mit Musik beschäftigen und nun den Schritt von der Nebenberuflichkeit oder dem Amateurstatus in den Vollerwerb gewagt haben. Das sind mutige Entscheidungen, aber die meisten finden sehr geschickt ihren Weg, indem sie zum Beispiel alternative Vertriebswege übers Internet oder virtuelle Juke-Boxen auf tun.

**Matthias Holtmann:** Frau Dr. Bronsema, eine überregionale Kampagne der Stadt Mannheim sagt: »Bei uns landen gute Musiker nicht auf der Straße.« Was heißt das?

**Viola Bronsema:** Wir sind der Überzeugung, dass wir MusikerInnen sehr gute Möglichkeiten bieten und in Zukunft noch bessere Möglichkeiten bieten werden. Außerdem hat

**Richard Kämmerlings**  
Richard Kämmerlings (\*1969) studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie in Köln und Tübingen. Er arbeitete lange als freier Kritiker für den WDR, die Neue Zürcher Zeitung und die FAZ. Seit 2000 ist er Feuilletonredakteur der FAZ,

zunächst für »Neue Sachbücher«, seit 2001 im Literaturblatt.

**Markus Sprengler**  
Markus Sprengler (\*1966) war Leiter des Kulturzentrums Alte Feuerwache, bevor er 2001 Popbeauftragter der Stadt Mannheim wurde. Der langjährige Sänger und Frontmann der Band The Busters ist außerdem als Produzent und Konzertveranstalter tätig

und lehrt u. a. an der Hochschule für Musik in Hamburg und an der Popakademie Baden-Württemberg.

**Dirk Metzger**

Dirk Metzger war schon während seines BWL-Studiums in Mannheim aktiv in den Bereichen Sponsoring, Konzert-, Band- und Communitymanagement – u. a. als Geschäftsführer der Eventagentur Kulturbüro Zeitgeist GmbH und Vorstand des Rockbüros Backstage. 1997 wurde er

Geschäftsführer der Rockstiftung Baden-Württemberg. Seit 2003 ist er einer der drei Geschäftsführer der Popakademie Baden-Württemberg.







## Musikpark Mannheim – das erste Standbein der Musikwirtschaft im Jungbusch.

Mannheim zwar den Ruf, keine »schöne« Stadt zu sein, aber es ist mittlerweile bekannt, dass die besten MusikerInnen aus Mannheim kommen. Die Aufgabe des Stadtmarketings ist es, dafür zu sorgen, dass Mannheim ein Begriff wird. Vor dem Hintergrund, dass in Umfragen die Hälfte aller befragten Personen Mannheim nicht kennt, wäre es schick, wenn man unsere Stadt auf Anhieb mit dem Begriff Musik verbinden würde.

**Sebastian Dresel:** Das Stadtmarketing wandelt auf einem schmalen Grat, weil es mit der Anzeige etwas verkündet, was im Moment noch nicht Realität ist.

**Viola Bronsema:** Die Anzeige bezieht sich darauf, dass wir eine Popakademie, einen Musikpark und eine gute Musikszene haben. Unter den Top-100 in Deutschland befindet sich immer mindestens ein Mannheimer Musiker. Es gibt keine Stadt mit solchen Voraussetzungen.

**Sebastian Dresel:** Wir reden aneinander vor-

bei, weil Sie die Produzentenseite meinen. Meine Kritik ist: In Mannheim landen MusikerInnen sehr wohl auf der Straße, weil es zum Beispiel kein funktionierendes subkulturelles Konzerthaus gibt. Die Musikmetropole Mannheim ist nicht zu denken ohne den Karlsruhbahnhof in Heidelberg, die Diskothekenszene nicht zu debattieren ohne Ludwigshafen.

**Uli Krug:** Die Anzeige impliziert außerdem, dass es möglich ist, von der Musik zu leben. Das ist eine gefährliche Aussage. Denn in Wirklichkeit muss jeder um das Publikum kämpfen, und es ist sehr schwierig, als Musiker seinen Lebensunterhalt zu bestreiten.

**Matthias Holtmann:** Dr. Peter Kurz, welchen Einfluss hat die Popkultur auf die Lebensqualität in Mannheim?

**Peter Kurz:** Man kann nicht einfach behaupten, dass Mannheim »Popmetropole« ist, nur weil es nun der Standort der Popakademie ist. Mannheim ist Popmetropole, weil es hier eine überdurchschnittliche und faszinierende Musikszene gibt – und die kann man nicht

»verordnen«. Ich glaube aber auch, dass die Popakademie die Atmosphäre der Stadt mitprägen wird, weil sie zusätzliches Kreativitätspotenzial in die Stadt holt.

**Matthias Holtmann:** Richard Kämmerlings, wenn von »deutschen Metropolen« die Rede



Lifestyle-Ambiente im Musikpark Mannheim.

ist, spricht man von Berlin, Köln, München, Hamburg, Frankfurt. Ist das auch die Reihenfolge, wenn man über die »Popszene« redet?

**Richard Kämmerlings:** Der Ort ist für den musikalischen Aspekt nicht relevant. Wir re-

### Uli Krug

Uli Krug alias »Reverend« Krug ist Musiker, seitdem man sich an ihn erinnern kann. Er spielt in den Gruppen mardi gras.bb, R's Revenge, Coleumes und Sanfte Liebe/Barbara Lahr. Seine Lebensphilosophie: Take it to the street – Musik ist eine universelle Sprache.



### Christian Sommer

Christian Sommer studierte Jura und war bis 1993 Profimusiker (Sänger/Gitarrist). 1993 bis 1996 war er u. a. Manager diverser Plattenfirmen und Leiter des Musikverlags Session. 1996 bis 1998 war er »A&R Manager & Produktmanager national« bei Intercord (EMI) in Stuttgart. 1998/99 gründete er u. a. »Session Group Records« und managte die Gruppe Masterboy. 2000 bis 2002 war er A&R- und Marketing-Director der ePark music production GmbH in München. 2002/03 war freiberuflicher Musikmanager und Marketing- & A&R-Consultant für die Musik- und Markenartikelindustrie sowie Gründungs- und Vorstandsmitglied des Verbands der deutschen Musikproduzenten e.V. Seit 2003 ist er Geschäftsführer des Existenzgründerzentrums Musikpark Mannheim GmbH und Mitglied des Fachbeirats der Popakademie.



den über Kunst. Natürlich ist es sinnvoll, Mannheim als Marke für Popmusik aufzubauen. Aber KünstlerInnen, die sich ausschließlich um ihre Kunst kümmern, ist es egal, ob sie mit einer Stadt verbunden werden oder nicht. Und es ist auch den HörerInnen egal, aus welcher Stadt »ihre« Bands kommen.

**Dirk Metzger:** Man kann sich trotzdem zum Ziel setzen, ein südliches Pendant zu Berlin zu werden. Denn im Moment gibt es nur zwei Städte, in denen das Thema Popmusik nach vorne geht – Berlin und Mannheim. An der Popakademie tun sich diejenigen zusammen, die es zusammen richten müssen – MusikerInnen, Business- und Labelleute. Es entwickeln sich MacherInnen und VerwerterInnen in einer Einrichtung. Wir schaffen ein neues Denken und eine neue Atmosphäre unter den Musikschaffenden an der Popakademie.

**Christian Sommer:** Ich denke auch, dass das Potenzial sehr hoch ist. Die Popakademie, der Musikpark und die Popförderung werden eine starke Magnetwirkung haben. Es werden nicht nur Firmen aus dem gesamten Bundesgebiet kommen, sondern mit ihnen auch die MusikerInnen.

**Matthias Holtmann:** Frau Dr. Bronsema, welche Stärken hat Mannheim?

**Viola Bronsema:** Die Stärke Mannheims ist die Toleranz und Offenheit der Menschen, die in dieser Stadt leben. Man kann sich hier ausprobieren. Deshalb ist Mannheim auch ein gutes Pflaster für junge MusikerInnen.

Die Pop-Kampagne des Stadtmarketings.



## POPAKADEMIE BADEN-WÜRTTEMBERG

Die Popakademie Baden-Württemberg hat seit 2003 ihren Sitz in Mannheim und bietet als erste und bislang einzige Akademie bundesweit eine staatlich anerkannte Ausbildung (drei-jähriger Bachelor-Studiengang) in den Bereichen Popmusikdesign und Musikbusiness an. Der Studiengang Popmusikdesign richtet sich an SängerInnen, InstrumentalistInnen, Songwriter, Producer und DJs, während die Zielgruppen des Musikbusiness' zukünftige Band- und LabelmanagerInnen, MarketingexpertInnen und Community ManagerInnen sind. Der Lehre angeschlossen ist ein spezielles Existenzgründer-Coaching. Der Zulauf ist enorm: Für das Wintersemester 2003/04 hatten sich 800 InteressentInnen auf die zunächst 55 zur Verfügung stehenden Studienplätze beworben. [www.popakademie.de](http://www.popakademie.de), [www.friends-of-pop.de](http://www.friends-of-pop.de)

**Standort:** Hafenstraße 33, 68159 Mannheim-Jungbusch, **Architekten:** motorplan, Mannheim, **Geschäftsführer:** Prof. Udo Dahmen, Dirk Metzger, Hubert Wandjo, **Anzahl der Studierenden:** WS 2004/2005 ca. 150, **Baukosten:** 3,8 Mio.€, **Flächen/ Rauminhalte:** 2.100 qm BGF, 9.500 cbm BRI. **Planung/Realisierung:** Planung ab April 2003, Baubeginn Dezember 2003, Eröffnung Ende Oktober 2004, Fertigstellung November 2004.

**Peter Kurz:** Darüber hinaus ist es wichtig, dies als Selbstbild zu setzen, weil es ein Orientierungsrahmen für das eigene Handeln ist.

**Matthias Holtmann:** Markus Sprengler, sind Sie an diesem Selbstfindungsprozess beteiligt?

**Markus Sprengler:** Ja, aber ich sehe natürlich auch, dass es Defizite in der Club-Kultur gibt. Ich bin jedoch sicher, dass sich das mit den Studierenden der Popakademie verbessern wird, weil sie ihre Musik vor Ort leben möchten und ein breiteres Club-Angebot einfördern werden.

**Matthias Holtmann:** Was kann sich Mannheim bei allen unbestrittenen Potenzialen und positiven Entwicklungen für den Titel »Popmetropole« eigentlich kaufen?

**Peter Kurz:** Einen höheren Bekanntheitsgrad und mehr Aufmerksamkeit.

**Matthias Holtmann:** Dirk Metzger, es wird immer wieder gesagt, Popmusik könne nicht »gelernt« werden, PopmusikerInnen seien AutodidaktInnen.

**Dirk Metzger:** Es geht darum, Menschen mit Talent und spannenden Ideen zusammenzubringen, ihre Talente zu profilieren, ihnen zu zeigen, wie der Markt funktioniert und sie auf ihrem Weg nach vorne zu unterstützen.

**Christian Sommer:** Ich kann dem nur beipflichten. Es ist äußerst wichtig geworden, den Leuten das passende Rüstzeug mitzuge-

ben, um auf diesem Markt bestehen zu können. Zu unseren Kernaufgaben gehört, vor Fehlern zu warnen und zu bewahren, die man macht, wenn man ins Haifischbecken springt.

**Richard Kämmerlings:** Mit einer gesunden Struktur des Musikbusiness' wäre all das nicht notwendig. Denn dann würde eine Band von Scouts entdeckt und auf den Weg gebracht. So hat das früher funktioniert, heute aber offenbar nicht mehr. Aus diesem Grund braucht man nun wohl Popakademien.

**Dirk Metzger:** Es ist doch auch cool, an einem Ort mit Gleichgesinnten zusammen zu sitzen. Die Popakademie kann ein Katalysator sein für den Standort und die Musik.

**Matthias Holtmann:** Dr. Peter Kurz, es ist auffällig, wie sehr die Popkultur in Mannheim von der Verwaltung fokussiert wird. Wann haben Sie die Popmusik als kulturelles und wirtschaftliches »Zugpferd« für Mannheim entdeckt?

**Peter Kurz:** Es gibt zwei kulturelle Schlüsselthemen in Mannheim, mit denen wir uns lange Zeit nicht genügend beschäftigt haben: die Popkultur und die Fotografie ...

**Matthias Holtmann:** Warum aber kümmert sich die öffentliche Hand plötzlich um Popmusik? Einerseits ist das doch ein Thema der Industrie, andererseits wird damit Pop als Gegenkultur konterkariert.

**Peter Kurz:** Ich teile weder die eine noch die andere Position. Denn die Popkultur befindet





NachwuchsmusikerInnen Johanna Zeul und Dj Joolz auf dem »Weg zum Mond«. Kreativ in Mannheim – die motorplan Architekten vor der Popakademie.

sich im Zustand der totalen Kommerzialisierung, die das, was einmal Gegenkultur war, beseitigt hat. Deshalb sehe ich es als kulturpolitischen Auftrag, mich für die Frage des Zustandekommens von Qualität mitverantwortlich zu fühlen. Im Übrigen fragen wir bei anderen kulturellen Einrichtungen auch nicht, warum wir für deren Grundversorgung



**Innenleben: Musikpark und Popakademie.**

eintreten. Popkultur wird von der öffentlichen Hand gefördert, weil sie eindeutig zum kulturellen Spektrum gehört.

**Matthias Holtmann:** Können Sie sich damit denn immer durchsetzen?

**Peter Kurz:** Wir fördern die Popkultur über einen Umweg, indem wir die Popakademie zu einem Wirtschaftsthema erklärt haben. Insofern war und ist das Thema unumstritten.

**Matthias Holtmann:** Herr Kämmerlings, gibt es einen generellen Umschwung in Richtung Pop oder ist das in Mannheim etwas Besonderes?

**Richard Kämmerlings:** Nein, die Gesellschaft ist nicht im Begriff, sich in Richtung Popkultur zu entwickeln. Die großen Feuilletons räumen ihr bereits seit längerem relativ viel Platz ein, wobei es nicht nur um Popmusik geht, sondern auch um andere Popformen wie Comic oder Zeichentrickfilm. Es stellt

sich auch nicht mehr die Frage Popkultur vs. Hochkultur, sondern Massenkultur vs. Popkultur. Denn den großen Erfolg verbucht nicht die Popkultur, sondern Musicals und andere Massenphänomene, die den Pop gewissermaßen unterlaufen.

**Matthias Holtmann:** Wie nehmen denn die



StudentInnen der Popakademie Mannheim wahr? Als Stadt wie jede andere oder als Popmetropole, die sie selber mitgestalten?

**Dirk Metzger:** StudentInnen, die aus größeren Städten nach Mannheim kommen, empfinden das erst mal nicht als »das große Los«. Es ist deshalb ein Auftrag an uns, alles, was hier angesprochen wurde, mit Leben zu füllen. Der Jungbusch wird dafür sicherlich die richtige Plattform bieten. Wichtig ist, dass die Stadt Rahmenbedingungen schafft, damit das Studium in Mannheim nicht nur als Absprungbrett nach Berlin gesehen wird. Eine Headline reicht somit nicht, es muss auch der Text darunter geschrieben werden.

**Viola Bronsema:** Mir wäre allerdings grundsätzlich ein gewisser Dissens zwischen der »Szene« und der Popakademie ganz Recht. Denn genau an diesen Schnittstellen entsteht Neues und wird Energie aufgeladen. Es gibt eine alt eingesessene Szene, die für sich gut dasteht. Durch die Institutionalisierung von

Popmusik wird nun eine ganz neue Spannung in die Szene reinkommen, die vielleicht das Versprechen einlöst, das wir heute schon publizieren.

**Sebastian Dresel:** Wichtig ist in jedem Fall, dass verschiedene Richtungen nebeneinander existieren können und nicht alles auf den kleinsten gemeinsamen Nenner der »Mannheimer Hymne« heruntergerechnet wird. Mit der Institutionalisierung dürfen sich keine »Filter« bilden, durch die Musik erst laufen muss, bevor sie wahrgenommen wird.

**Matthias Holtmann:** Ich darf mich bedanken bei Ihnen für die engagierte und kontroverse Diskussion. Das Thema »Popstandort Mannheim« kann aufgrund seiner Komplexität keinen Anspruch auf Vollständigkeit haben. Ich denke, eines hat die Diskussion aber gezeigt: Mannheim ist auf dem Weg zur Popmetropole ein gutes Stück vorangekommen. Ich zumindest bin davon überzeugt, dass das Popkompetenz-Zentrum Mannheim nicht erst kommt. Es ist schon längst da.

## POPFÖRDERUNG

2001 wurde in Mannheim der erste Popbeauftragte Baden-Württembergs eingestellt. Angegliedert ist die Stelle dem Kulturamt der Stadt Mannheim. Die Aufgabenbereiche des Popbeauftragten sind die Vernetzung von KünstlerInnen und Institutionen, die Beratung und das Coaching von MusikerInnen und Bands, Strukturmaßnahmen in Form von Serviceangeboten und die Entwicklung von Pop- und Medienprojekten wie beispielsweise der »Mannheim Music Award«. Markus Sprengler ist seit 2001 Popbeauftragter der Stadt Mannheim.

[www.newsoundsmannheim.de](http://www.newsoundsmannheim.de)  
[www.mannheim.de](http://www.mannheim.de)

# Go Culture!

Kultur als Wahrnehmungstraining, Kultur als Stadt-Katalysator |

Frank Gwildis

## »Was ist Stadt, was ist Kultur?

»Kabinett beschließt Stiftung Baukultur.« Laut dpa-Meldung im Dezember 2004 hat das Bundeskabinett die Errichtung einer Bundesstiftung Baukultur beschlossen. Sie soll das Bewusstsein für die Belange der Baukultur in einer breiten Öffentlichkeit stärken und das Leistungsniveau deutscher Architekten und Ingenieure im In- und Ausland herausstellen. Es ist ein weiterer Meilenstein der Initiative Bundesstiftung Baukultur zur Förderung von Architektur und Planung in der Öffentlichkeit.

Aus der Symbiose von Stadt und Kultur eröffnen sich urbane Entwicklungsperspektiven. Kunst und Stadt gehören zusammen, sie können nur zusammen verstanden und zusammen entwickelt werden. »Bis heute verstehen sich sowohl Kulturpolitik als auch Städtebaupolitik als Teil der Gesellschaftspolitik – sie haben denselben Bezugspunkt: die Interpretation, Gestaltung und Veränderung der Gesellschaft. Wie die Kunst besitzt die Stadt eine 'utopische Dimension', weil sie sich jenseits der natürlichen Ordnung situ-iert, künstlerische Aktivität und Städtebau wollen – jeweils mit ihren Mitteln – Visionen für ein besseres Leben entwickeln.« Ulrich Hatzfeld, Promotor der 2000 gestarteten Initiative StadtBauKultur in NRW, bringt es auf den Punkt: »Kunst kann gesellschaftliches Bewusstsein erzeugen bzw. besondere Orte fokussieren. Nicht selten ist erst die künstle-

rische Interpretation einer Standortsituation Anlass für deren ökonomische (Nach-) Entwicklung.«

## Was hält die Stadt zusammen?

Negativszenarien zur Situation der Stadt dominieren die aktuelle Planungsdiskussion. Zu Recht besteht die Frage, welche Kräfte die Städte in Zukunft sozial, räumlich und funktional »zusammenhalten« und gleichzeitig »individualisieren« können. Was kann den Raum, d.h. die Grundsubstanz des Städtischen, in Zukunft aufwerten? Hier kommt den Konzepten von Kunst und Kultur ein zentraler Stellenwert zu. Künstlerische Aktionen, Interventionen und Interpretationen – wie die PLATZDA! Aktionen in den öffentlichen Räumen Düsseldorfs oder die Interimsnutzung des Berliner Palastes der Republik als »Volkspalast« – schaffen Identität und eröffnen Möglichkeiten zur Auseinandersetzung und Identifikation. Sie dienen als Katalysatoren zu Stadterfahrung und Stadtgestaltung.

Warum sind einige Städte »erfolgreich«, andere hingegen nicht? Es sind nicht allein strukturelle Rahmenbedingungen. Es ist vermehrt die kulturelle Kreativität dieser Städte, die erfolgreichere gegenüber weniger erfolgreichen qualifiziert. Kultur als Standortfaktor. Kultur ist ein »Wahrnehmungstraining« (Margarethe Goldmann), das uns hilft, unsere Umwelt mit neuen Augen zu betrachten. »Kultur ist sexy« (Jutta Rossellit).

## Könnten Sie uns bitte das Wasser reichen?

Städte sind faszinierende Gestalten von Zusammenhängen. Ihre Probleme sind komplex. Sie zu lösen, erfordert den Gesamtblick, das Denken in Zusammenhängen. Vor dem Hintergrund demografischer und wirtschaftlicher Schrumpfungsprozesse, überregionaler Abwanderung, anhaltender Suburbanisierung und mancherorts erheblichen Wohnungsleerstands sehen sich viele Städte und Gemeinden in Deutschland seit Ende der 1990er Jahre vor der Herausforderung, ihre Entwicklungsziele kritisch zu überprüfen und strukturell neue, integrierte Entwicklungskonzepte zu erarbeiten. Ein Umdenken hat eingesetzt. Kreatives Handeln ist angesagt. In der Stadtentwicklung bedeutet dies die beabsichtigte Veränderung nicht mehr adäquater Handlungsmuster in unterschiedlichen kommunalen Tätigkeitsfeldern. Integrierte und grenzüberschreitende Handlungsansätze werden bevorzugt. Kreatives Handeln heißt auch, mit Routinen zu brechen, das Experiment zu kultivieren. Verbunden wird hier der Mut zu kalkulierte Risiko mit einem verantwortungsvollen Umgang mit offenen Ergebnissen. Ein Scheitern ist nicht immer auszuschließen. Das gehört nun mal zum Risiko.

»Sind Sie kreativ, hoch motiviert und kommunikationsstark? Handeln Sie mit Eigeninitiative, Teamgeist und einer gesunden Mischung aus Beharrlichkeit und Flexibilität?«

Mannheims lebendige Musikszene bekommt neue Facetten – der Popnachwuchs sprießt im Jungbusch und anderswo.





Bei der Anwerbung von Nachwuchskräften kommen viele Unternehmen schnell zur Sache. Passion wanted! Was verbindet aber nun »Karriere-Samurais« mit hyperkreativen Kulturschaffenden? Es der Mut zum Risiko. Es ist Leidenschaft. Leiden schafft. Neues, Ungewohntes.

## Die kreative Stadt

Um die »Leidenschaften«, die außergewöhnlichen Begabungen und Potenziale einer Stadt zu entdecken, braucht es Kreativität und visionäre Kraft. Wir müssen diese Stadt »träumen«!

Städtische Kreativität ist auch als zentrales, verändertes Arbeitsprinzip von Politik und Verwaltung zu verstehen. Vorausgesetzt, dass Städte nicht nur als gebaute, materialisierte Umwelt verstanden werden, sondern als Systeme und Netzwerke. Stadtpolitik muss somit ihren Schwerpunkt von der physischen Infrastruktur zur Städtedynamik und zur Lebensqualität der StadtbewohnerInnen hin verlagern. Das heißt nicht, dass städtebauliche Maßnahmen in der Stadtentwicklung keine Rolle mehr spielen werden. Eingebunden in ein breiteres Verständnis von Erneuerung, in einen Prozess, der den Menschen Gelegenheiten zur Entfaltung und Mitgestaltung eröffnet, kann den Städten eine stärkere Basis für eine künftige bessere Wettbewerbsfähigkeit erwachsen.

Kreatives Handeln fußt auf einer erweiterten städtischen Kommunikation und Kooperation. Die Herausbildung einer eigenständigen städtischen Kreativität ist durch die Zusammenarbeit mit Akteuren aus dem öffentlichen, privatwirtschaftlichen und bürgerschaftlichen Sektor und die Verständigung auf gemeinsame strategische Ziele möglich. Neue Akteurskonstellationen – Arbeits- und Koordinierungskreise, Stadtteilkonferenzen,

Netzwerke – zeichnen sich dabei durch die Verschiedenartigkeit ihrer Zusammensetzung und Ausrichtung aus. Der Austausch und die Interaktionen zwischen den Akteuren innerhalb der so entstehenden »kreativen Milieus« können zu einer effektiveren Nutzung der vorhandenen Ressourcen führen (Liebmann/Robischon).

In Mannheim hat sich das »Netzwerkprinzip« in vielen Bereichen durchgesetzt – so etwa bei den Kulturschaffenden im Jungbusch (Künstlernetzwerk »laboratorio17«), in den Beiräten des Stadtmarketings oder auch in der Idee eines stadtweit angelegten Projektnetzwerks [urban:thrill] (Projektinitiative zur »Bespielung« ungewöhnlicher Orte in der Stadt).

## Orte sind Magnete für Talente

Erforderlich ist eine neue Politik der Städte. Eine neue Verständigung über die Situation und über die Zukunftschancen der Stadt muss in Diskursen gemeinsam erarbeitet werden. Dieses neue gesellschaftliche Bewusstsein kann Wissensmilieus fördern, Pilotprojekte unterstützen, die Stadtentwicklung mit der Qualifizierung und Nutzbarmachung »lokalen Wissens« zusammenführen. All dies macht verständlich, dass es nur schmale Öffnungen sind, in die neue Impulse, kreatives Vorgehen, unkonventionelles Handeln eindringen können. Handlungsspielräume zu schaffen, wo dieses Neue erarbeitet und erprobt werden kann, sollte das Gebot der Politik sein. Solche Handlungsspielräume wurden zum Beispiel in Mannheim mit der Popakademie und dem Existenzgründungszentrum Musikpark für die Musikwirtschaft geschaffen. Sie sind Plattformen zur Entfaltung von Kreativität und stehen für neue Innovationsfreude in dieser Stadt.

Für die Städte stellt sich heute zunehmend

die Frage, wie »gedeihliche und blühende städtische Gemeinwesen« zu schaffen und zu verwalten sind. Die Städte und Gemeinden stehen heute unter einem ähnlichen Druck wie die Wirtschaftsunternehmen. Sie sehen sich in immer stärkerem Maße dazu gezwungen, in analoger Weise darauf zu reagieren. Menschen in der Arbeitswelt entwickeln ein wachsendes Interesse an ihrer Selbstverwirklichung und stellen immer höhere Anforderungen an den Ort, an dem sie arbeiten. Traditionelle Loyalitätsbindungen schwinden. Die Menschen sind auf der Suche nach Einrichtungen und Unternehmen, in die sie ihre Loyalität einbringen können und die ihnen im Gegenzug die Möglichkeit geben, ihr Potenzial zu realisieren. »Der Ort hat die Firma als entscheidende Organisationseinheit unseres Wirtschaftssystems abgelöst. (...) Orte sind Magnete für Talente.« (Richard Florida)

Warum Kreativität heute so gefragt ist, liegt auf der Hand. Wirtschaftstätigkeit und Geschäftsleben spielen sich in einem Klima ständiger und unvorhersehbarer Veränderungen ab. Die Dynamik und Kraft globaler Netzwerke, die Unsicherheit von Markttendenzen, die wachsenden Erwartungen der Kunden und Mitarbeiter bringen es mit sich, dass nur der die Nase vorn behält, der flexibel plant und in Gedanken schon weiter geht. Innovation ist daher keine reizvolle Nebenbeschäftigung. »Innovation ist schlichtweg alles, sie ist der eigentliche Kern dessen, was erfolgreiche Unternehmen heute tun.« (Phil Wood)

## Emotionale Kommunikation

Innovationskraft besonderer Art entfalten können Städte durch die Kombination von Kreativität und Emotionalität. Z.B. Graz: Wer würde denn schon auf die Idee verfallen, für seine Stadt mit »Graz fliegt« oder »Graz darf alles« zu werben? Die erfolgreiche Bewerbung



als »Kulturhauptstadt Europas 2003« war das größte Kulturprojekt, das es bis dahin in Österreich gegeben hatte. Es stellte die Stadt Graz mit all ihren Qualitäten in den Mittelpunkt der europäischen Aufmerksamkeit. Wie war das möglich?

Die Macher von Graz 2003 beherrschen die »emotionale Kommunikation«. Sie hatten gelernt, die Leute bei ihren Gefühlen anzusprechen, diesen freien Lauf zu lassen, sie mitzunehmen auf die Reise in eine »Stadt in Metamorphose«. Die Gefühlswelt der Grazerinnen und Grazer, aber auch der zahlreichen europäischen und internationalen Gäste, die sich anlässlich der Kulturhauptstadt-Aktivitäten in Graz einfanden, sollte sich entfalten und ausleben können. Die Stadt wurde von Grund auf »emotionalisiert«. Und Graz »flog« nicht nur sachte über dem Boden, Graz hob richtig ab. Wolfgang Lorenz, ORF-Mann aus Wien und Graz 2003-Intendant, hatte eine Lawine losgetreten. Die »Kulturhauptstadt« wurde nicht nur zum Auslöser einer Optimierung kultureller Infrastruktur, sondern zum Katalysator einer Neubelebung bürgerschaftlicher wie städtischer Identität. Eine Zukunftsinvestition.

### Stadt braucht Orte, Stadt braucht Programme

»Städtebau bedeutet, an Programmen arbeiten«, so lautet das Credo der Stadtforscher Syvain Malfroy und Gérard Engrand. Gefordert ist aber nicht nur die »Programmierung« der Stadtteile und Stadtfelder. Stadtteilprofile müssen geschärft werden, so dass sich das Bild der gesamten Stadt neu ausrichten

»Feuerbrand in jungen Herzen« – Schiller im Off. Sidewalk-Theaterprojekt in Mannheim-Jungbusch von Creative Factory und Theaterhaus TiG7 (2003).



Stadtteilaktion »Nachtwandel« (2004) – eine Waschanlage wird zur »Leseanlage«.

kann, eine klare Kontur erhält. Der »sense of place«, die Bedeutung eines Ortes muss aufgespürt werden.

Mannheim ist dabei, sich neu zu erfinden. Die Stadt mit dem »Pop-Faktor« (Sebastian Dresel) hat im Konkurrenzkampf der Kommunen aus ihren Potenzialen heraus eine neue Strategie entwickelt. Musikwirtschaft und Popmusik bilden Mannheims neues Alleinstellungsmerkmal. Die Popakademie und der Musikpark Mannheim an der Schnittstelle zwischen Hafen und Innenstadt sind die neuen Symbole des Popstandorts. Es sind Zeichen eines wirtschaftlichen und kulturellen Neuanfangs, eines neuen kreativen Selbstverständnisses dieser Stadt. Eingebettet in die städtebauliche Entwicklung am Verbindungs-

kanal, bieten die neuen Institutionen der Musikwirtschaft eine neue Plattform, der Stadt und dem Quartier zugleich neue Entwicklungschancen. Mannheim profiliert sich nun bundesweit als »Kompetenzzentrum Pop«. Hier spielt die Musik!

Stadt ist und bleibt widersprüchlich. Die »spontane Stadt« rückt in den Blick. Media-Spots und Live Radio in der City, Microclubbing und Urban Dance Floors in ehemaligen Straßenunterführungen und leerstehenden Ladenlokalen ... Die Lebendigkeit einer Innenstadt lebt von der Vielfalt an kleinen, höchst unterschiedlichen Freizeit-, Konsum- und Unterhaltungsangeboten, von ihrer kontrastierenden Kombination auf der einen Seite, ihrer basarartigen Häufung auf der anderen. Nutzungsmix lautet das Stichwort. Die Revitalisierung der Innenstadt Manchesters wäre ohne die Musikszene nicht denkbar gewesen, hat sie doch den Imagewandel von einem heruntergekommenen Industriezentrum zu einer kulturellen Dienstleistungsmetropole eingeleitet und getragen (Philipp Oswalt).

Warum sollten nicht neue Themen, neue »Programme« für die City entwickelt werden, um Leeständen und Mindernutzungen neue Perspektiven zu geben? Auch temporäre Initiativen bieten Chancen.

Warum sollten nicht Musikpark oder Popakademie initiativ werden und Studiobühnen oder Band-Plattformen für die lebendige Musikszene und Clubkultur Mannheims in der City betreiben? Warum sollte nicht ein populärer Radio- oder Fernsehsender dieses Projekt promoten? Außergewöhnliche Formate, verankert in einen lokalen Kontext, haben ihren besonderen Reiz und durchaus überregio-





nalen Erfolg – wie das Fernsehprojekt des WDR demonstriert, das deutschsprachigen Comedy-Nachwuchs in einem Kölner Waschsalon in den Stunden nach Geschäftsschluss präsentiert.

»Stadt braucht Orte«. (Detlev Ipsen) Orte mit Identität, Orte, an denen etwas passiert.

## »Eisbrecher« oder Die neue Beziehung zur Stadt

Die Kreativität einer Stadt hängt weitgehend von den sozialen Netzwerken von Künstlern, kunstbezogenen Institutionen, Sponsoren und städtischer Verwaltung ab (Jürgen Friedrichs). Temporäre Interventionen, Zwischennutzungen, kulturelle Akteure und Projekte sind »Eisbrecher« in diesen Prozessen. Sie öffnen neue städtische Terrains und bringen viel Bewegung in die stagnierende Stadtentwicklung. Durch die Aktivierung lokaler und regionaler Künstler und die Realisierung künstlerischer Projekte, die neue soziale Räume entwickeln und mit Alltagsfunktionen verbinden, kann Einfluss auf stadtplanerische Prozesse ausgeübt werden.

Neue Akteurskonstellationen und Partnerschaften benötigen wir auch für den Prozess des 400-jährigen Stadtjubiläums in Mannheim im Jahre 2007, der als »Stadt-Katalysator« eine kulturelle und städtebauliche Belebung herbeiführen sollte.

Eine Initialphase (1996–2000) leitete den 2007-Prozess ein. In bürgerschaftlichen Arbeitskreisen wurde eine Vielzahl von Ideen und Projekten entwickelt und diskutiert. Als Akteure standen hier die BürgerInnen Mannheims im Vordergrund. In der Konkretisierungsphase (2000–2004) wurde die Verwaltung durch die Politik beauftragt, einzelne städtebauliche Projekte mit langfristigen Perspektiven sowie kulturelle Vorhaben aus der Fülle an Vorschlägen herauszufiltern. Wegen des engen Finanzkorsetts der Stadt musste



### »Stadt im Widerspruch« – Kunstprojekt »DOCH« von Bruno Nagel, Stuttgart.

sich auf wenige, zentrale Maßnahmen konzentriert werden. Die ausgewählten städtebaulichen Projekte wurden nun als »Bühnen« und Plattformen für die Stadtentwicklung entwickelt. Parallel dazu erarbeiteten Karl Ganzer und Michael Kötz das Konzept »Offene Stadt Mannheim\_2007«.

Die Realisierungsphase schließlich läuft seit 2004: Jetzt werden bald viele Akteure am Zug sein. Konkrete städtebauliche Maßnahmen werden sukzessive umgesetzt. Der Entwurf einer Kulturkonzeption als »Stadtinszenierungskonzept« für 2007 von Dr. Michael Kötz soll als Grundlage für die Entwicklung kleiner und großer Projekte und Events im Jubiläumsjahr dienen – unter erneuter Beteiligung und mit Hilfe vieler Akteure der Mannheimer Bürgerschaft.

Ideen- und Beteiligungskultur. Planungs- und Baukultur. Veranstaltungs- und Eventkultur. Damit schließt sich der Kreis. Das Stadtjubiläum Mannheim\_2007 hat seine »Eisbrecher-« und Katalysator-Funktion nicht verloren. Es birgt vielmehr die große Chance, dass

die Mannheimerinnen und Mannheimer eine neue kreative Beziehung zu ihrer Stadt aufbauen können. Die »Stadt an zwei Flüssen« ist auf der Suche nach ihren (neuen) Ufern. Denn diese Stadt ist nicht festgelegt. Sie wird immer offen sein für Neues.

#### Literaturhinweise

- BITTNER, Regina (Hrsg.): Die Stadt als Event. Zur Konstruktion urbaner Erlebnisräume, Frankfurt/ Main 2001.  
HAJER, M./ REIJNDORP, A.: In Search of New Public Domain, Rotterdam 2001.  
HATZFELD, U./ IMORDE, J./ SCHNELL, F. (Hrsg.): Kunst (be)zeichnet Stadt, Münster 2002.  
LIEBMANN, H./ ROBISCHON, T. (Hrsg.): Städtische Kreativität. Potenzial für den Stadtbau, Erkner/ Darmstadt 2003.  
OSWALT, Philipp (Hrsg.): Schrumpfende Städte (Band 1), Ostfildern 2004.  
RENNER, Tim: Kinder, der Tod ist gar nicht so schlimm! Über die Zukunft der Musik- und Medienindustrie, Frankfurt/ Main 2004.  
KÖTZ, Michael: Mannheim erzählt, träumt, liebt und feiert. Mannheim hat Geburtstag. Stadtjubiläum 2007. Inszenierungskonzept von Dr. Michael Kötz, 2. üb. Fass. (09/ 2004), Mannheim 2004.  
PANTLE, Ulrich: Die Choreografie eines Wandels. Revitalisierung und Konversion Jungbusch und Verbindungskanal Mannheim, in: Stadt erneuern, deutsche bauzeitung (db), Leinfelden-Echterdingen, Januar 2005, S. 40–45.

### Frank Gwildis

Frank Gwildis (\*1963), Architekt und Stadtplaner SRL, ASA-Stipendiat der Carl-Duisberg-Gesellschaft 1988, arbeitete nach dem Architekturstudium an der Universität Karlsruhe (TH) in Planungsbüros in Karlsruhe und Stuttgart, bevor er 1998–2000 den Vorbereitungsdienst für den höheren bautechnischen Verwaltungsdienst mit Ausbildungsschwerpunkt Städtebau, Raumordnung und Landesplanung absolvierte. Seit Juli 2000 ist er tätig als Stadtplaner im Fachbereich Städtebau der Stadt Mannheim. Als Leiter der Projektgruppe Planen & Bauen\_2007 ist er zuständig für die städtebaulichen Projekte anlässlich des 400-jährigen Stadtjubiläums der Stadt Mannheim in 2007. Seit 2001 ist er Mitinitiator und Mitorganisator der Veranstaltungsreihe StadtBauKultur Mannheim\_2007.



**Kultur in der Stadt – StadtKultur Mannheim\_2007**

Dokumentation der Veranstaltungsreihe StadtBauKultur Mannheim\_2007

März-Mai 2004

**Herausgeber:**

Dezernat für Planung, Bauen, Umweltschutz und Stadtentwicklung

Stadt Mannheim, Februar 2005

**Projektidee und Gesamtleitung:**

Projektgruppe Planen &amp; Bauen\_2007 / Fachbereich Städtebau / Stadt Mannheim

**Organisation der Veranstaltungsreihe:**

Stadt Mannheim\_ Dezernat IV / Fachbereich Städtebau, Dezernat V / Fachbereich Stadtmarketing und Kulturzentrum Alte Feuerwache Mannheim in Zusammenarbeit mit der Architektenkammer Baden-Württemberg / Kreisgruppe Mannheim, dem Deutschen Werkbund (dwb), dem Bund Deutscher Architekten (BDA), dem Bund Deutscher Baumeister, Architekten und Ingenieure (BDB) und der Süd Zement Marketing GmbH.

**Vorbereitung und Durchführung:**

Winfried van Aaken, Robert Bechtel, Paul Binder, Frank Gwildis, Andreas Kaupp, Heike Kieslinger, Michael Menges, Wolfgang Naumer, Ulrich Nolting, Egbert Rühl, Waltraud Schlepps, Markus Sprengler, Johannes Striffler, Joachim Weiss

**Moderation:**

Winfried van Aaken, Frank Gwildis, Matthias Holtmann, Egbert Rühl, Waltraud Schlepps, Johannes Striffler

**ReferentInnen / DiskussionsteilnehmerInnen:**

Toni Häfliger, Luca Deon, Carol Kurmann-Fischer\_Luzern, Wolfgang Lorenz\_Graz, Dietmar Steiner\_Wien, Frank Thöner\_Kassel, Alexander Marschall, Michael Bode-Böckenhauer\_Darmstadt, Peter Müller, Heike Schwalm\_Düsseldorf, Peter Kurz, Viola Bronsema, Markus Sprengler\_Mannheim, Christian Sommer, Dirk Metzger\_Mannheim, Uli 'Reverend' Krug\_Mannheim, Sebastian Dresel\_Ludwigshafen, Richard Kämmerlings\_Frankfurt / Main

**Mitwirkende des kulturellen Rahmenprogramms:**

Stefan Vinke, Stephen Marinaro\_Nationaltheater Mannheim

Robert de Niro in Martin Scorsese's »Raging Bull« (USA 1980)

Jugendliche der Creative Factory unter Leitung von Lisa Massetti\_Mannheim

Johanna Zeul, Götz Schiemer\_Mannheim

DJ Taste\_T\_Mannheim

**Anmerkung zu den Texten:**

Die vorliegenden Texte basieren auf Originalbeiträgen der ReferentInnen und Bandmitschnitten der einzelnen Veranstaltungen; sie wurden redaktionell bearbeitet.

**Redaktionelle Bearbeitung / Texte:**

Nadja Encke\_Mannheim (T 0621 – 291806)

**Gestaltung:**

Imke Krüger\_Mannheim (T 0621 – 3214990)

**Druck und Herstellung:**

Druckerei Schwörer\_Mannheim

**Sponsoren:**

Süd Zement Marketing GmbH\_Ostfildern

Bund Deutscher Architekten (BDA)\_Mannheim

**Kontaktadresse:**

Fachbereich Städtebau

Projektgruppe Planen &amp; Bauen\_2007

Frank Gwildis

Collinstraße 1 / 68161 Mannheim

T 0621 – 293 5556 / F 0621 – 293 7273

e-mail: frank.gwildis@mannheim.de

**Bildnachweise:**

Bildautor/Quelle: Seitenangabe

Stadt Mannheim: 4 (2), 5; Kultur- und Kongresszentrum Luzern: 6–11; Elvira Klammer: 12, 14 (re. o.); Harry Schiffer: 13 (li., mi.), 15 (u.), 16 (re. o.); Andreas Wind: 13 (re.); Manuel Gorkiewicz: 14 (mi.); Mercedes Benz Österreich: 14 (li. o.); urban.filter.com: 14 (u.); Murtezaoglu: 15 (o.); Frank Gwildis: 16 (u.), 17 (o.), 33 (2 o.), 35 (li. o.), 37 (mi. re.), 38, 39 (2), 41 (2); T. Cragg: 16 (mi.); L. Petrova: 16 (li.); Christoph Breneis: 17 (u.); Rupert Steiner: 18, 19 (3 o.), 20, 21; Dietmar Steiner: 21; Popelka: 19 (u.); KulturBahnhof Kassel: 22–24; Centralstation Darmstadt: 25–27; Stadtplanungsamt Düsseldorf: 28–31; Dietrich Bechtel: 35 (o. re.), 36, 37 (re. o.); Michael Wolf: 35 (mi.), 37 (li. mi.), 40 (u.); Thomas Tröster: 39 (mi.), 40 (o.)



# DANKE <sup>2</sup>

Sehr herzlich möchten wir, die Organisatoren, uns bei den unterschiedlichsten Akteuren, die durch Ihr besonderes Engagement zum Gelingen der Veranstaltungsreihe beigetragen haben, bei den Sponsoren und natürlich bei den ReferentInnen und PodiumsteilnehmerInnen bedanken: →

→ VORBEREITUNGSTEAM STADTBAUKULTUR MANNHEIM\_2007: Winfried van Aaken, Johannes Striffler, Andreas Kaupp, Wolfgang Nauner, Waltraud Schlepps, Harald Tniel, Frank Gwildis

Dr. Viola Bronsema, Dirk Kämmerlings, Markus Sprengler, Christian Sommer, Sebastian Dresel, Uli "Reverend" Krug, Dirk Metzger, Jean Heemskerk, Johanna Zeul, Götz Schiemer, DJ Taste\_I, Lothar Quast, Robert Bechtel, Christian Hübel, Sabine Schirra, Egbert Rühl, Michael Menges, Paul Binder, Susanne Klem, Diana Edenfeld-Morrale, Nadja Encke, Imke Krüger.

Ulrich Nolting, Joachim Weiss, Heike Kieslinger, Toni Häfliger, Luca Deon, Carol Kurmann-Fischer, Ulrich Schwab, Dietmar Schwarz, Stefan Vinke, Dr. Stephen Marinaro, Wolfgang Lorenz, Brigitte Schlick, Dietmar Steiner, Evelyn Spindler, Robert De Niro, Frank Thöner, Alexander Marschall, Michael Bode-Böckenhauer, Peter Müller, Heike Schwalm, Lisa Massetti, Fatih Karadavut, Samet Cankapli, Burak Hossöz, Sinan Sarihan, Salih Acar, Matthias Holtmann, Dr. Peter Kurz, →



## **Herausgeber:**

Dezernat für Planung, Bauen, Umweltschutz und Stadtentwicklung